



Energie für neue Freiräume.

Kreative Geschichten kennen keine Grenzen. Sie zeigen uns neue Welten, lassen die Gedanken höher fliegen und entführen uns in neue Freiräume – sie sind die Energie, die hinter jeder Idee steckt. Tag für Tag.

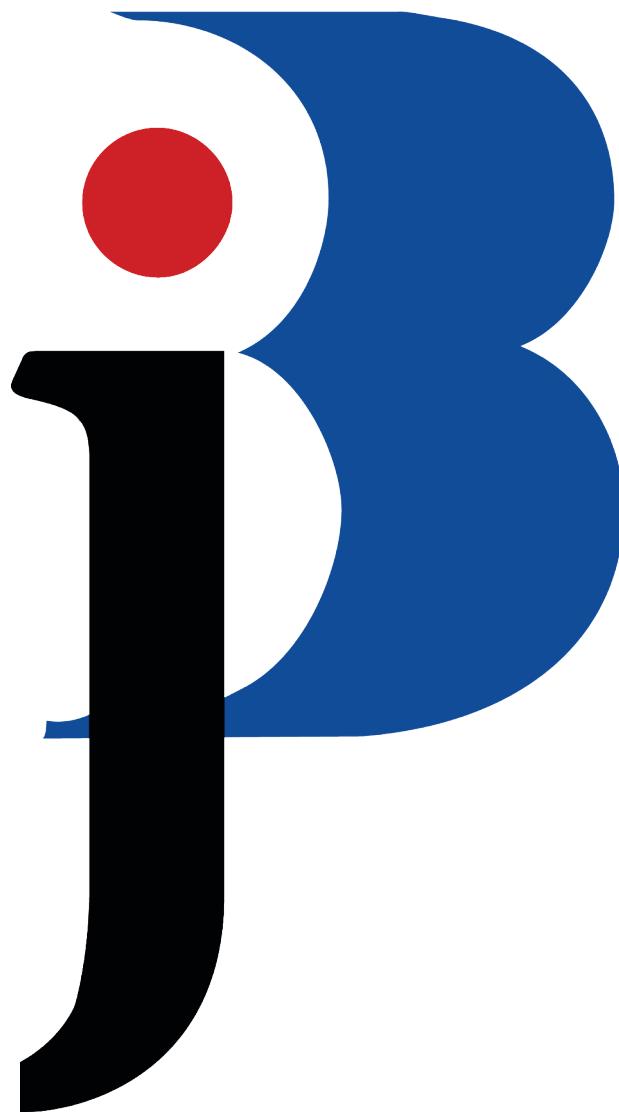
T: 0463 525 8000

www.kelag.at



/KelagEnergie

Junior Bachmann Literaturwettbewerb 2017



Organisation:

Doberník Eva, Ebersberger Sarah, Knes Alexander, Mack Petra,
Majdič Britta, Sagmeister Ursula, Della Schiava Manuela,
Simoner Birgit

25. Junior Bachmann Literaturwettbewerb

Die Broschüre zur Lesung

| | |
|----------------|----|
| Vorwort | 5 |
| Danksagung | 7 |
| Rückblick 2016 | 12 |

Kategorie I

| | |
|---------------------------------------|----|
| 1. Platz | 17 |
| 2. Platz | 19 |
| 3. Platz | 20 |
| Alle bewerteten Texte der Kategorie I | 22 |

Kategorie II

| | |
|--|----|
| 1. Platz | 45 |
| 2. Platz | 48 |
| 3. Platz | 50 |
| Alle bewerteten Texte der Kategorie II | 51 |

Kategorie III

| | |
|---|----|
| 1. Platz | 72 |
| 2. Platz | 74 |
| 3. Platz | 76 |
| Alle bewerteten Texte der Kategorie III | 78 |

Impressum:

Ingeborg Bachmann Gymnasium, Ingeborg Bachmann Platz 1,
A-9020 Klagenfurt

Redaktion, Layout & Design: Mag. Alexander Knes

Plakat, Einladung & Cover: Mag. Alexander Knes

Texte: TeilnehmerInnen Junior Bachmann Literaturwettbewerb

Vorwort: Prof. Mag. Christa Waldhauser

Druck: Mohorjeva Hermagoras Druckerei

Vorwort

2017 ist für unsere Schule ein besonderes Jahr. Im Februar durften wir in einem großen Festakt das 50-jährige Jubiläum unserer Schule feiern, nun gilt es auf 25 Jahre „Junior Bachmann Literaturwettbewerb“ zurückzuschauen. Was als schulinterne Veranstaltung begonnen hat, erfuhr sehr schnell eine enorme Dynamik. In 25 Jahren entwickelte sich daraus ein über die Grenzen des Landes renommierter Jugendliteraturwettbewerb.

Die Geschichte beginnt 1993 mit der Idee an der Schule, an der Ingeborg Bachmann maturiert hat, einen Aufsatzwettbewerb zu organisieren. Das Ziel war und ist, die Lust am kreativen, spielerischen Umgang mit Sprache zu fördern, aber auch Jugendlichen die Möglichkeit zu geben, sich darin zu messen und ihre besonderen Leistungen einer breiten Öffentlichkeit präsentieren zu können. Die Möglichkeiten der formalen Gestaltung waren/sind vielfältig: von der visuellen Lyrik über epische Formen bis zu kurzen dramatischen Sequenzen.

Als sich 1995 unsere Schule Ingeborg Bachmann Gymnasium nennen durfte, fühlten wir uns der Namensgeberin in der Pflege ihres Erbes besonders verpflichtet. Hat doch Ingeborg Bachmann zeit ihres Lebens unermüdlich ums „richtige Wort“ gerungen. Durch den Impuls der Namensgebung wurde der Wettbewerb zunächst für alle Klagenfurter Gymnasien und berufsbildenden Schulen und schließlich 1998 für alle Kärntner Schulen ausgeschrieben. Univ. Prof. Klaus Amann gab uns die Möglichkeit im Musikhaus die Siegertexte zu präsentieren und somit eine breitere Öffentlichkeit zu erreichen. In der Folge fanden die Lesungen im Künstlerhaus, Konzerthaus, im Bergbaumuseum, in der Wirtschaftskammer, aber auch in unserem Festsaal statt.

Seit 2001/02 langen Texte aus anderen Bundesländern und aus Deutschland z.B. aus dem Annette von Droste-Hülshoff Gymnasium ein. Jedes Jahr kommen Preisträger aus dieser Schule nach Klagenfurt.

Dass unsere Literaturveranstaltung weit über die Grenzen unseres Landes hinaus anerkannt ist, zeigen auch die Namen der Jurymitglieder. Prominente Persönlichkeiten sind jedes Jahr bereit, sich mit den Texten auseinanderzusetzen und ihre Wertungen vorzunehmen, und dies über Jahre hinweg.

Eine besondere Wertschätzung wird den jungen Autorinnen und Autoren zuteil, indem sie seit 2012 ihre Siegertexte im ORF-Theater als Programmpunkt der „Tage der deutschsprachigen Literatur“ lesen dürfen. Es ist bewundernswert, mit welchem Mut Schülerinnen und Schüler auf den Plätzen ihrer großen Vorbilder aus ihren oft sehr persönlichen, aber auch durchwegs kritischen Texten lesen.

Themen, wozu in den 25 Jahren Ideen zu Papier gebracht wurden, waren Zitate Ingeborg Bachmanns, Bezüge zu aktuellen Themen und immer wieder die Aufforderung, neue Wege zu beschreiten, sich außerhalb des Mainstreams zu positionieren und die kleine Welt für das Unendliche zu verlassen. Dass sowohl kritische, zuweilen auch schonungslose Auseinandersetzungen mit den Themen als auch witzige, satirische oder einfach unbeschwerte Beiträge von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern gestaltet werden, zeigt die Lebendigkeit und enorme Kreativität im literarischen Schaffen unserer Jugend.

So entführt auch die magische Zahl „25“ in die Welt des Märchens, aus 24 Stunden des Tages werden in wundersamen Nächten 25, in denen Geheimnisvolles erlebt werden kann und Wundersames passiert. Große Abenteuer werden erlebt, die reinigende Kräfte für große Veränderungen freigeben. Auf 25 weißen und schwarzen Tasten wird die Erinnerung an die geliebte Schwester gespielt. Der Countdown von 25 zum Jahreswechsel wird zur Liebesgeschichte, ein weiterer

endet im Ungewissen. 25 Minuten des Tanzes helfen den Anforderungen unserer Leistungsgesellschaft zu entfliehen. 25 Flüchtlingen gelingt es, nach Europa zu kommen, andere schildern das Leben im Flüchtlingslager oder das unwürdige Leben in Fabriken im Fernen Osten. Briefe, die 25 Jahre nach dem 2. Weltkrieg geschrieben werden, traumatische Erlebnisse im 1. Weltkrieg. 25 Gründe, um auf Erdogan sauer zu sein, werden von einer Betroffenen genannt. Die Sehnsucht nach Abenteuer, Freiheit und Liebe in einer Welt, in der Klone als Ersatzteillager geschaffen werden, kann sich durchsetzen. Und die Erkenntnis, dass ein Alphabet ohne x nix wert wäre, hat wahrlich den Sieg verdient.

Das rege Interesse am Junior Bachmann Literaturwettbewerb zeigt, dass Jugendliche sich sehr wohl auch in unserer von sozialen Medien bestimmten Gesellschaft Zeit nehmen, sich mit der immer komplexer werdenden Problemen auseinanderzusetzen. Sie suchen Räume der Ruhe und lassen ihrer Freude am Gestalten freien Lauf.

Unser Dank gilt allen Kolleginnen und Kollegen, die über die vielen Jahre den Literaturwettbewerb organisiert und zur jetzigen Größe getragen haben, sowie den zahlreichen Jurorinnen und Juroren für ihre Bereitschaft, sich mit den Perspektiven der Jugendlichen auseinanderzusetzen, und all den Sponsoren, die für die großzügigen Preise verantwortlich zeichnen.

Der größte Dank gebührt aber den Autorinnen und Autoren, die über ein Vierteljahrhundert mit ihrer Lust am Schreiben und mit ihrer kritischen Sicht des Weltgeschehens uns mit ihren Texten einen kleinen Blick in ihre Welt gewährt haben.

Wir wünschen eine spannende und unterhaltsame Lektüre der Texte des 25. „Junior Bachmann Literaturwettbewerbes“.

| | |
|------|--|
| 1993 | Miteinander nicht gegeneinander |
| 1994 | Grenzen |
| 1995 | Es kommen härtere Tage |
| 1996 | Brücken |
| 1997 | Zwei |
| 1998 | Jedes Ende ist ein Anfang |
| 1999 | Unterwegs |
| 2000 | Begegnungen |
| 2001 | „Ich bin immer ich“ |
| 2002 | „Von Helden und Bösewichten“ |
| 2003 | „Hätt ich das Wort“ |
| 2004 | „Ach wie gut, dass niemand weiß ...“ |
| 2005 | „Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar“ |
| 2006 | Nichts Schöneres unter der Sonne als |
| 2007 | Erklär mir, Liebe |
| 2008 | Flügel hat mein Schaukelpferd |
| 2009 | Im Netz |
| 2010 | Zum Schreien |
| 2011 | Nur ein Spiel |
| 2012 | Tanz, tanz, tanz ... vor allem aus der Reihe |
| 2013 | Schlaflose Nächte |
| 2014 | Im Geheimen |
| 2015 | Wunderbare Welten |
| 2016 | Nah und fern |
| 2017 | 25 = Fünfundzwanzig |

Wir bedanken uns bei folgenden Institutionen, Firmen und Personen für die
finanzielle,
ideelle und tatkräftige
Unterstützung des „Junior Bachmann Literaturwettbewerbs 2017“



Dir. MMMag. Dr. Markus Krainz | LH Dr. Peter Kaiser | Amtsführender Präsident LSR Rudolf Altersberger | Elternverein des Ingeborg Bachmann Gymnasiums | Verein der Freunde des Ingeborg-Bachmann-Gymnasiums | Kelag Kärnten | ORF Landesdirektorin Karin Bernhard | ÖVP Klagenfurt | Die Grünen Klagenfurt | Mohorjeva Hermagoras Druckerei | ZONTA Club Wörthersee | ÖAMTC | Kärntner Buchhandlung | Buchhandlung Heyn | Kuss & Kuss Friseure | Abteilung Präsidium der Landeshauptstadt Klagenfurt | Kulturabteilung der Stadt Klagenfurt | Bgm. ⁱⁿ Maria-Luise Mathiaschitz | Dr. Heinz Bachmann | Mag. ^a Eva Maria Dobernig | Mag. ^a Sarah Ebersberger | Mag. Alexander Knes | Mag. ^a Irene Filippitsch | Mag. ^a Manuela Della Schiava | Mag. ^a Christa Waldhauser | Mag. Rainhard Molnar | Mag. ^a Uschi Sagmeister | Mag. ^a Britta Majdić | Mag. ^a Petra Mack | Mag. ^a Birgit Simoner | MMMag. Marco Delbello | MMag. ^a Melanie Moser | Mag. ^a Angelika Syczek | Mag. ^a Cornelia Holzer

Juroren:

Amtsführender Präsident Rudolf Altersberger | Univ.-Prof. ⁱⁿ Dr. ⁱⁿ Anke Bosse | em. Univ.-Prof. Dr. Alois Brandstätter | Gerhard Fresacher | Mag. Andreas Görgei | Generalvikar Domprobst Msgr. Dr. Engelbert Guggenberger | Mag. Andreas Hudelist | Mag. ^a Griseldis Jäger | Dr. ⁱⁿ Mag. ^a Ute Liepold | Uschi Loigge | Mag. ^a Sabrina Mikitz | Prof. Engelbert Obernosterer | Botschafterin Dr. ⁱⁿ Ursula Plassnik | Stefanie Sargnagel | Mag. ^a Ingrid Schnitzer | Florian Scholz | MMag. ^a Manuela Tertschnig | Sabine Tscharre |

Bücher. Online.

heyn

Beratung,
wie sie im
Buche steht.
Seit 1868.

Portofrei.

www.heyn.at

Die heynische Alternative zu Amazon.

Und gleich schnell!

⊕ Gratis-E-Books.

Unter www.heyn.at gibt es jede Woche ein E-Book gratis zum Download.

⊕ Schnelle Bestellung.

Bestellen Sie Ihre Bücher, E-Books, Spiele, Filme, Musik etc. unkompliziert mit nur 3 Clicks.

⊕ Portofreie Lieferung.

Die Lieferung erfolgt innerhalb Österreichs portofrei und innerhalb von nur 1–3 Werktagen. Völlig risikolos mit vollem Rückgaberecht.

⊕ Heyn Lese-App.

Holen Sie sich Ihre E-Books auch auf das Smartphone, iPad, iPhone oder Tablet. Kostenlos!

⊕ Gutes Gewissen.

Bei Heyn kaufen Sie beim österreichischen Familienunternehmen, Sie stärken damit die regionale Wertschöpfung. HEYN bietet faire Arbeitsbedingungen und die Steuerleistung bleibt, anders als beim deutschen Riesen, in Österreich.

⊕ Gut beraten.

Die Heyn-MitarbeiterInnen beraten Sie persönlich, freundlich, engagiert und professionell. Direkt in der Buchhandlung, telefonisch oder per E-Mail.



Buchhandlung Heyn. Beratung, wie sie im Buche steht. Seit 1868.

Kramergasse 2–4 | 9020 Klagenfurt | Österreich | Tel.: +43(0)463/54249-0 | Fax: DW 41

E-Mail: buch@heyn.at | www.heyn.at



JUNIOR BACHMANN LITERATURPREIS 2017

WIR GRATULIEREN ALLEN TEILNEHMERINNEN
ZU IHREN LITERARISCHEN ERGEBNISSEN

FÜNFUNDZWANZIG

DIE GRÜNEN ERKENNEN DEN WERT DER KREATIVITÄT
NICHT NUR FÜR DIE KUNST, DIE BILDUNG UND DIE LITERATUR,
SONDERN AUCH FÜR DIE GESAMTE GESELLSCHAFT.


DIE GRÜNEN
GEMEINDERATSCLUB
KLAGENFURT

DAS ECHT . IM . BISS
TEAM WÜNSCHT EUCH
ABENTEUERLICHE
SOMMERFERIEN!
WIR FREUEN UNS AUF
EUCH IM HERBST.

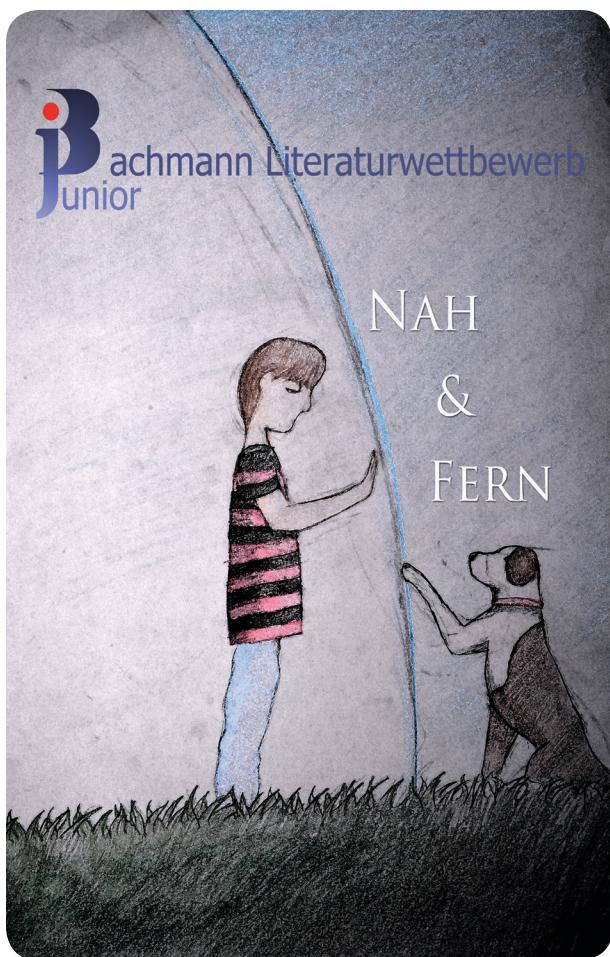


ANNA UND PAUL

KANN DENN LESEN SÜNDE SEIN?



Junior Bachmann Literaturwettbewerb 2016 - Rückblick



Im letzten Schuljahr fand zum 24. Mal der Junior Bachmann Literaturwettbewerb statt! Wie im Vorjahr wurden die Siegertexte, die zuvor von einer fachkundigen Jury gelesen und bewertet wurden, im ORF Theater Klagenfurt präsentiert. Die Schülerinnen durften vor der Originalkulisse von den „Tagen der deutschsprachigen Literatur“ ihre Werke live vor Publikum vortragen. Die Organisation führten Prof. Sarah Ebersberger und Prof. Eva-Maria Dobernig durch. Musikalisch wurde der Abend von Karen Asatrian und seiner Tochter Zara, die Schülerin an unserer Schule ist, begleitet.



Die Preisträgerinnen der drei Kategorien brillierten nicht nur durch schriftstellerisches Können, sondern auch durch Professionalität und beeindruckende Rhetorik. Die Texte der Schülerinnen wurden aus mehr als 460 Einsendungen ausgewählt.



Gewinner 2016

Kategorie 1

- | | |
|-------------------------------|---|
| 1. Platz: Schilmar Clara | (Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium) |
| 2. Platz: Roschitz Magdalena | (Stiftsgymnasium St. Paul) |
| 3. Platz: Reichmann Sebastian | (Ingeborg Bachmann Gymnasium) |

Kategorie 2

- | | |
|------------------------|-------------------------------|
| 1. Platz: Sternig Lisa | (BG/BRG Mössingerstraße) |
| 2. Platz: Drumel Pia | (Ingeborg Bachmann Gymnasium) |
| 3. Platz: Jäger Lisa | (Ingeborg Bachmann Gymnasium) |

Kategorie 3

- | | |
|--------------------------|-------------------------------|
| 1. Platz: Ronach Jasmin | (HAK Villach) |
| 2. Platz: Michl Maren | (Peraugymnasium Villach) |
| 3. Platz: Piskernik Lena | (Ingeborg Bachmann Gymnasium) |

Mag.^a Eva-Maria Dobernig, Mag.^a Sarah Ebersberger

Kategorie I

In dieser Kategorie werden Schülerinnen und Schüler der 5. und 6. Schulstufe (10-12 Jährige) bewertet.

Jurorinnen und Juroren:

Mag. Andreas Görgei • Generalvikar Domprobst Dr. Engelbert Guggenberger
Mag.^a Griseldis Jäger • Dr.ⁱⁿ Mag.^a Ute Liepold • Mag.^a Sabrina Mikitz



Mag. Andreas Görgei war Schüler des Ingeborg Bachmann Gymnasium und maturierte an der HTL in Klagenfurt. Nach dem Studium der Betriebswirtschaftslehre in Graz war er als Konstrukteur, Unternehmensberater und als Trainer beim WIFI Kärnten tätig.

Seit dem Jahr 2000 ist er GF der WIFI Kärnten GmbH.



Mag.^a phil. Griseldis Jäger (68), Studienabschluss Übersetzer u. Dolmetsch D/E, verh., 4 erwachsene Kinder und einige Enkel. Beruflich tätig im kaufmännisch-gastronomischen Bereich des Familienbetriebs. Mitglied des Zonta Club Wörthersee.



Dr. Engelbert Guggenberger ist Generalvikar der Diözese Gurk und Domprobst des Gurker Domkapitels. Während seiner seelsorglichen Tätigkeit in den verschiedenen Pfarren hat er auch immer als Religionslehrer in den verschiedensten Schulen - Volksschule, Hauptschule, Gymnasium, Religionspädagogische Akademie - unterrichtet. Er stammt aus dem Lesachtal. Neben der Religion kann er sich vor allem für Berge, Musik, Literatur und Sport begeistern.



Dr. in Ute Liepold, geboren in Bregenz, Studium der Philosophie in Wien, lebt als Autorin und Regisseurin in Klagenfurt.

Journalistische und publizistische Tätigkeit, diverse Studien und Forschungsprojekte. Lehrtätigkeit am Institut für angewandte Kulturwissenschaft.

Sie schreibt Theaterstücke und Drehbücher, Uraufführungen u.a. am Staatstheater Oldenburg, Stadttheater Klagenfurt, an der „neuen bühne villach“ und am „klagenfurter ensemble“. Gemeinsam mit Bernd Liepold-Mosser leitet sie das „Theater wolkenflug“, für das sie zeitgenössische Projekte an besonderen Orten inszeniert.

2001 mit dem österreichischen DramatikerInnenstipendium ausgezeichnet, war sie für den Nestroy-Preis als „Beste Bundesländer-Aufführung“ 2013 und mit dem Projekt „LAVANT!“ am Klagenfurter Stadttheater für den Nestroy-Preis 2016 nominiert.

Drei Töchter im Alter von 23, 21 und 12 Jahren.



Mag. a. Sabrina Mikitz, geboren und aufgewachsen in Kärnten begann ich nach dem HBLA-Abschluss das Studium der „Publizistik und Kommunikationswissenschaft“ an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Nach erfolgreicher Beendigung des Studiums wurde ich Teil des Kelag-Teams und bin seit mittlerweile fünf Jahren im Bereich Marketingkommunikation/Sponsoring tätig. Meine Freizeit verbringe ich am liebsten in der Natur, beispielsweise beim Wandern und Tauchen.

Bewertungsübersicht Kategorie I

| Punkte | Name | Schule | Klasse |
|---------|------------------------|---------------------------------------|--------|
| 1.Platz | Emma Eger | BG GIBS | 1a |
| 2.Platz | Anton Kaiser | Peraugymnasium | 1b |
| 3.Platz | Caira Lachmann | Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium | 5f |
| 8 | Anna Allenstein | Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium | 6d |
| 5 | Moritz Hintermann | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 1a |
| 5 | Amelie Liepold | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 2b |
| 5 | Natalija Certic | BG GIBS | 2b |
| 4 | Sophie Glück | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 1a |
| 4 | Eva Lommel | BG/BRG St. Martin | 1e |
| 4 | Leonie Schön | BG/BRG Berndorf | 1c |
| 4 | Maximilian Prawda | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 2d |
| 4 | Imani Spitzer | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 1f |
| 3 | Selina Prettner | Peraugymnasium | 1b |
| 3 | Ramona Langer | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 2a |
| 2 | Marie-Sophie Pollak | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 1f |
| 2 | Anna Santner | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 1f |
| 2 | Luzia Hafner | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 2a |
| 2 | Katharina Teresa Gürth | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 2a |
| 2 | Mara Pagitz | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 2d |

1. Platz
Emma Eger
BG GIBS Graz



Egal ob ich sie höre, lese, selber schreibe, sie als Theaterstück verkörpern oder sie in meiner Musik ausdrücke: Geschichten mag ich immer! Seit ich schreiben gelernt habe, schreibe ich unglaublich gerne Geschichten. Da ich am liebsten Bücher der Ich-Perspektive lese, kommt diese Erzählform auch in vielen meiner Geschichten vor. Und weil wir uns im Deutschunterricht- ich besuche die 1. Klasse der GIBS in Graz - viel mit Geschichten beschäftigen, gehört Deutsch zu meinen Lieblingsfächern.

Aber nicht nur auf Papier schreibe ich Geschichten, sondern ich entwickele und spiele sie auch auf meiner Geige. Seit sechs Jahren nehme ich Geigenunterricht in meinem Heimatort Frohnleiten in der Steiermark. Durch meine Musik kann ich mich richtig austoben und auch mit Tönen eine Geschichte erzählen.

Ein anderer Weg, Geschichten weiterzugeben, ist für mich der Tanz. Seit ich vier Jahre alt bin, tanze ich Hip-Hop in einer Gruppe. Mit Ausdruck und Bewegungen kann ich anderen Leuten so unglaublich viel erzählen!

Natürlich habe ich in meinen 11 Lebensjahren nicht nur viel erzählt, sondern auch viel gehört und gelesen. Ich höre richtig gerne Hörbücher oder lese gern Bücher wie „Das Leben ist kein Wunschkonzert“ von Sabine Bohlmann oder „Eine Tüte grüner Wind“ von Gesine Schultz.

$$25 + x = 26$$

„Thema des Tages (unser Reporter berichtet): Letzte Nacht verschwanden auf unerklärliche Weise sämtliche Buchstaben aus der Stadtbibliothek. Die Bibliothek musste den ganzen Vormittag geschlossen bleiben, doch nach der Mittagspause waren alle Bücher wieder vollständig. Wie es zu dem Vorfall kommen konnte, ist unbekannt. Die Ermittlungen laufen noch“, las das X laut vor. „Wow, die Menschen machen ein riesiges Spektakel aus der Sache“, murmelte das C. „I, kannst du mir noch einmal die Geschichte von gestern erzählen?“, bettelte der kleine I-Punkt. „Wenn ich schon nicht dabei sein durfte, weil ich zu klein bin, dann möchte ich wenigstens alles ganz genau wissen!“ „Gern“, erwiderte das I, „hör gut zu. Das alles kam so:“

Gestern war eine besondere Nacht, die jährliche Nacht der Buchstaben. Und so kam es, dass Schlag Mitternacht hier in der Stadtbibliothek 25 Buchdeckel aufschlugen. Sämtliche Buchstaben krochen mühsam aus den Büchern und landeten auf dem Teppichboden, nur das O kullerte gemütlich heraus. Schließlich stand das komplette Alphabet da und schaute zu dem A, dem Anführer.

„Alle mal herhören!“, schrie es. Schlagartig wurde es still. „Also“, sagte das A, „zählen wir einmal durch! A, B, C, D, E, F, G, H, I, J, K, L, M, N, O, P, Q, R, S, T, U, V, W, äh.... hat jemand das X gesehen?“ Doch niemand wusste, wo das X geblieben war.

„Warum machen wir uns darüber überhaupt Gedanken?“, fragte das P. „In dem Märchenbuch, aus dem ich stamme, brauche ich kein X. Ohne mich gibt es aber keine Prinzen oder Prinzessinnen!“ „Und was ist mit der Hexe aus deinem Buch?“, wollte das C wissen und fuhr fort: „Ohne das X gäbe es sie nicht! Doch in meinem Buch geht es auch ohne X. Man braucht in Geschichtsbüchern schließlich zwar oft die Zeitangabe ‚vor oder nach Christus‘, also mich. Aber das X ist nicht nötig!“ „Moment! Was ist mit König Xerxes?“, fragte das D frech. „Er käme ohne X in deinem Buch nicht vor!“

Und so fiel jedem etwas ein: Dem K fiel auf, dass ein Kochbuch ohne Mixer sinnlos wäre. Das D aus dem Sachbuch über Gesteine machte sich Gedanken, dass es in seinem Buch zwar viele Diamanten geben würde, aber dass der Onyx fehlen würde. Das naturverbundene N bemerkte, dass es ohne X in einem Pflanzenbestimmungsbuch keinen Ilex geben würde. Das B aus dem Bastelbuch überlegte, was es ohne Tixo anfangen sollte. Sogar dem vorlauten F fiel etwas zu diesem Thema ein. „Es gäbe kein Sextett in meinem Notenbuch, das ‚forte‘ gespielt werden könnte!“, brüllte es und konnte sich kaum beruhigen, „ein Musikbuch ohne Sextett ist eine Blamage!“

Endlich konnte das A für Ruhe sorgen und sagte: „Alles wird wieder gut. Wir werden das X finden!“

Also machten sich in dieser sternenklaren Nacht 25 Buchstaben auf den Weg. Wohin, das wusste niemand so recht, aber Hauptsache, los. Nach ein paar Minuten fing das P aus dem Märchenbuch an zu jammern: „Wo sind meine Diener? Ich will getragen werden!“ Doch niemand hörte ihm zu. Das K aus dem Kochbuch bekam Hunger, und das B aus dem Bastelbuch fand die Stadt schrecklich unkreativ. Da erreichten die Buchstaben schließlich den Bahnhof.

„Und jetzt?“, fragte das D. Keine Antwort. Das forschende F übernahm die Führung. „Steigen wir einfach in einen Zug ein!“, schrie es und kletterte schon in einen Zug nach Frohnleiten. Die anderen 24 folgten, und schon donnerte der Zug über die Gleise Richtung Norden, immer weiter und weiter. Im Zug war es still. Nicht einmal das F machte einen Mucks. Endlich hielt der Zug mit quietschenden Rädern auf dem schwach erleuchteten Bahnhof, und das F scheuchte die anderen Buchstaben hinaus. In einer langen Reihe gingen, rollten und holperten die Buchstaben zum Marktplatz und begannen, sich dort umzusehen. „Dort!“, rief das F aus voller Kehle. „Ha! Hab ich's doch gewusst! Hier gibt es auch eine Bibliothek!“

„Nicht so laut!“ zischte das A. „Wir wollten ja nicht erwischt werden!“ Leise schlichen alle zu dem großen Haus mit dem Schild „Bibliothek“ und schauten vorsichtig durch das Fenster hinein. Drinnen gab es hohe Regale mit unglaublich vielen Büchern darin, ähnlich wie in ihrem Zuhause. Die Buchstaben machten eine Räuberleiter und kletterten durch den Lüftungsschacht über der Tür nach innen, das T mit seinem breiten Querbalken zuunterst. Alle blickten sich um und entdeckten ... „Das X!“, schrien alle im Chor. Das X schaute sich verdutzt um. Mit einem Bein stand es bereits in einem Buch mit dem Titel „Ich bin nix wert“.

„Nicht! Bleib hier, wir brauchen dich!“, sagte das A. „Ohne dich würden unsere Bücher alle keinen Sinn ergeben!“ „Wirklich?“, fragte das X unsicher. „Ja, auf jeden Fall! Ohne dich gäbe es keinen Mixer, keinen Onyx, keinen Ilex, kein Tixo, keine Hexen oder Nixen, keine Boxerhunde oder Sextette! Und König Xerxes würde auch vergessen werden!“, versicherte das Z. „25 sind einfach zu wenig. Wir müssen 26 sein, damit unsere Bücher vollständig sind!“

Das X schaute freudig in die Runde und lachte: „Gut, dann bleibe ich bei euch!“ Alle jubelten, klatschten und umarmten das X (um die Mitte herum ging das gut).

„Ja, so war das.“ beendete das I seine Erzählung und schaute in die Runde aus allen 26 Buchstaben. „Ich finde es gut, dass wir heute Mittag wieder zurückgefahren sind“, murmelte das P müde.

„Ja, das stimmt. Die Menschen brauchen uns einfach! Ohne uns geht nix!“, grinste das X und fühlte sich ganz glücklich und leicht.

2. Platz
Anton Kaiser
Peraugymnasium Villach

Anton Kaiser
12 Jahre alt (Geburtstag: 27.6.2005)
Schüler der Klasse 1b des BG/BRG Perau in Villach
Wo lebe ich?
In Arriach auf einem Bergbauernhof mit meiner jüngeren Schwester, meinen Eltern und Großeltern und unseren Tieren
Was mache ich gerne?
Motocross fahren, Radfahren, Westernreiten, Schifahren, Schwimmen, Schlagzeug spielen und Lesen
Was will ich einmal werden?
Nach dem momentanen Stand der Dinge: Lehrer



Fünfundzwanzig

Wie jedes Jahr freute sich die Henne Gertrud auf ihre neuen Küken. Sie beschloss, wie jedes Jahr acht Eier zu legen. „Denn acht Kinder zu haben“, dachte sich Gertrud, „ist schließlich genug!“ So legte die Glucke jeden Tag brav ein Ei, bis acht vollzählig waren.

Eines Tages, als Gertrud wieder auf ihren Eiern saß und brütete, bekam sie großen Durst. Also verließ sie kurz ihr Gelege und ging zu einer nahen Quelle, um etwas zu trinken. Dies sah eine Vogeldame und zwitscherte zu ihren Freundinnen: „Hey, Mädels ! Lasst uns heuer unsere Eier bei dieser braven Henne unterbringen! Die brütet sie für uns aus und danach holen wir unsere Kinder wieder zurück!“ Gesagt, getan! Alle Vogeldamen flogen sofort zu Gertuds Nest und legten ihre Eier dort ab. Nach einer Weile kam die Henne zurück und fand es komisch, dass auf einmal so viele Eier in ihrem Nest lagen. Aber sie setzte sich behutsam hin und brütete weiter.

Nach einigen Tagen spürte die brave Glucke etwas unter sich röhren, und sie sprang sofort voller Freude vom Nest herunter. Es war soweit! Plötzlich brachen ein paar Eier auf. Im ersten Ei war ein Schwanenjunges und aus dem zweiten, dem dritten und dem vierten Ei schlüpften kleine Truthähne. Aus dem fünften Ei kroch ein Habichtjunges und in den nächsten fünf Eiern waren Eulenküken. Im Ei Nummer elf, zwölf und dreizehn waren kleine Babysträuse. Gertrud wunderte sich sehr und suchte verzweifelt nach ihren eigenen Kindern. Da schlüpften aus den nächsten drei Eiern noch kleine schwarze Rabenkinder. Als nach einigen Minuten nur neun Küken noch nicht geschlüpft waren, ging die Henne Gertrud zu den restlichen Eiern hin. Jäh brachen diese auf und endlich sah sie ihre richtigen Kinder, acht kleine gelbe Hühnerküken, so wie jedes Jahr. Aber sie bemerkte noch etwas Kleines zwischen ihren geliebten Kindern. Es hatte sich eine ganz klitzekleine Amsel dazwischen versteckt. Die Henne dachte sich: „Mmh, ich glaube, ich muss die anderen Küken auch aufziehen, weil sie sich bestimmt nicht alleine um sich sorgen können.“ Gertrud hatte jetzt, um genau zu sein, fünfundzwanzig Kinder und sie sorgte so gut für ihre Kleinen. Diese krächzten, zwitscherten, piepsten und schnatterten: „Du bist die beste Mutter der Welt!“ Die Tage vergingen, und eines Morgens bekamen die Henne und ihre Küken Besuch von den anderen Müttern, die ihre Eier von Gertrud ausbrüten hatten lassen. „Kommt her, Kinder!“, schrien die faulen Vogeldamen. Aber es half nichts! Denn die Küken jener, die gerufen hatten, wollten nicht mehr zu ihren rechtmäßigen Müttern zurück. Es folgte ein heftiger Streit unter dem Federvieh.

Schließlich sprach Mutter Gertrud weise: „Lasst eure Kinder hier, die sind ja auch am besten bei mir aufgehoben!“ Es dauerte nicht lange, da waren sie alle mit dem Vorschlag einverstanden und sie vereinbarten, dass die Vogeldamen ihre Kinder immer besuchen durften. Die Henne Gertrud aber lebte zufrieden mit ihrer bunten fünfundzwanzigköpfigen Kükenfamilie- eben fast so wie jedes Jahr.

3. Platz
Caira Lachmann
Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium

Fünfundzwanzig Punkte warum ich sauer auf Erdogan bin

Mein Name ist Kayra und ich bin zehn Jahre alt. Meine kleine Schwester Alara ist acht. Meine Mutter ist in der Türkei geboren, mein Vater in Deutschland, wo wir auch leben. Jedes Jahr im Sommer besuchen meine Schwester und ich meine Familie in der Türkei, meine türkische Großmutter Anneanne und meine türkische Urgroßmutter Büyuk Anneanne. Meine Schwester und ich fahren dann oft in deren Ferienhaus an der türkischen Mittelmeerküste. Letzten Sommer waren wir dort, als gegen den Präsidenten der Türkei Recep Tayyip Erdogan geputscht wurde. Seitdem hat sich dort viel verändert. Erdogan krempelt das Land um. Viele Menschen sind sauer. Ich auch und das fünfundzwanzigmal:

1. Als ich mit meiner Schwester früher in die Türkei in die Ferien geflogen bin, fühlte ich mich immer sicher. Jetzt ist die Türkei so unruhig geworden, dass meine Mutter Angst hat, dass uns etwas bei Anschlägen passiert.
2. Vielleicht lässt sie uns dieses Jahr im Sommer gar nicht mehr alleine in die Türkei fliegen. Dann müssen wir im regnerischen Deutschland in das Hockeycamp.
3. Letzten Sommer konnten wir einmal nicht zum Strand gehen, weil der Strand wegen einer Bombendrohung gesperrt war.
4. Am Flughafen in der Türkei müssen wir immer länger warten, weil sogar wir Kinder von Polizisten genau untersucht werden.
5. In Izmir, der Heimatstadt von Anneanne und Büyuk Anneanne, sind wir gerne in einem Spaßbad schwimmen gegangen. Erdogan möchte nicht, dass die Leute in der Öffentlichkeit Spaß haben, deswegen wurde das Schwimmbad geschlossen.
6. Büyuk Anneanne macht sich Sorgen, dass ich aufgrund dieses Aufsatzes sie nie mehr in ihrem Heimatland besuchen darf.
7. Atatürk hat den Frauen erlaubt die Kopftücher abzulegen, das ist ein Zeichen für mich, dass Frauen und Männer gleich sind. Erdogan findet, dass die Frauen wieder Kopftücher tragen sollen. Ich habe Angst, dass ich, wenn ich zukünftig die Türkei besuche, ein Kopftuch tragen muss.
8. Für Erdogan gibt es nur schwarz und weiß, Anhänger oder Feinde. So stehen sich die Menschen in der Türkei immer feindlicher gegenüber. Dadurch wird die Gemeinsamkeit zerstört.
9. Ich finde es toll, dass wir in Deutschland, wenn uns Angela Merkel nicht passt, einfach jemand Neues als Bundeskanzlerin wählen können. Bei Abstimmungen hingegen schaut Erdogan in den Wahllokalen in die Kartons. Wenn nicht genug Stimmen für ihn drin sind, befiehlt er den Türken neu und „richtig“ zu wählen.
10. Weil Erdogan nur seine Meinung gelten lässt, haben viele Türken Angst, ihre eigene Meinung zu äußern.
11. Mein verstorbener Dede (mein türkischer Großvater) war Journalist. Viele seiner Kollegen werden von Erdogan verfolgt und ins Gefängnis geworfen, weil sie kritisch über Erdogan berichten und schreiben.
12. Viele Menschen werden in der Türkei verhaftet. Sie haben Angst im Gefängnis gequält und gefoltert zu werden. Ich dachte, das wäre vorbei. Nun macht es Erdogan wieder.
13. Erdogan hat sich an die Verfassung zu halten, die seine Macht beschränkt. Er versucht, diese Verfassung zu seinen Gunsten zu ändern, damit er weit über diese Machtbeschränkung hinaus regieren kann.
14. Früher gab es in der Türkei einen Alleinherrscherr, den Sultan. Keiner wagte es, ihm zu widersprechen. Erdogan möchte wieder wie ein Sultan regieren, damit ihm keiner mehr widerspricht.
15. Erdogan ist mittlerweile so mächtig in der Türkei, dass kein anderer die Chance hat, ihn von der Macht abzulösen.

16. Erdogan ist in sich selbst verliebt und deswegen denkt er, er wäre ein kluger Herrscher. In Wirklichkeit entscheidet er sich nicht für das Beste für die Türkei, sondern nur für das Beste für sich selbst.
17. Wenn in der Türkei eine neue Schule gebaut werden soll, so gibt Erdogan nur ein Teil des Geldes, das er dafür bekommen hat an die Bauarbeiter und behält den Rest für sich.
18. In den 10 Geboten steht: Du sollst nicht töten. Erdogan überlegt aber die Todesstrafe wieder einzuführen.
19. Erdogan unterdrückt die Kurden, obwohl sie meiner Meinung nach die gleichen Rechte haben sollen wie wir Türken.
20. Viele Menschen sind aus Syrien in die Türkei geflohen. Weil Erdogan sie nicht dort haben möchte, macht er ihnen das Leben schwer. Daher fliehen sie weiter über das Meer nach Griechenland. Dabei sterben viele.
21. Ich finde, das Erdogan sehr vieles verbietet; so wollte er schon Weihnachten und Silvester verbieten.
22. Jetzt möchte Erdogan sogar im Fußball seinen Verein Medipol Basaksehir an die Spitze bringen. Dabei bin ich Fan von Galatasaray Istanbul.
23. Ich singe immer gerne das Lied „Erdowie, Erdowo, Erdogan“, das ist mir jetzt zu gefährlich, sogar hier in Deutschland.
24. Weil Erdogan nicht über sich selbst lachen kann.
25. Vielleicht verbietet Erdogan das Kaugummi kauen in der Türkei.

Oft denke ich darüber nach, wie das Leben ohne Erdogan wäre. Die Menschen in der Türkei hätten keine Angst. Sie könnten wieder alles sagen, keiner fühlte sich unterdrückt. Die Türken dürften ihr Leben wieder selbst gestalten, es gäbe keine Anschläge mehr. Und das Beste: Ich dürfte immer Kaugummi kauen.

Die Schatten über London

Es war dunkel in den Gassen von London. Der Big Ben läutete zum 12. mal. Es war die Nacht vom 24. auf den 25. Juli und in dieser Nacht würde auch das Böse wieder versuchen, die Straßen unsicher zu machen. Dies passierte alle 25 Jahre. Doch in dieser Nacht würde sich so einiges ändern.

Die Fensterläden der Magnoliastreet 25 klapperten und dunkle Schatten huschten vorbei. Der neunjährige Leo lag in seinem Bett, die Decke über seinen Kopf gezogen und lauschte gebannt den gruseligen Geräuschen, die sich in der Dunkelheit verloren. „Mina?“, flüsterte er und schob die Bettdecke beiseite. „Was ist?“, grummelte seine dreizehnhnjährige Schwester genervt. Vor einiger Zeit hatte sie ihm von der Legende erzählt, deren Geschichte sich alle 25 Jahre wiederholen sollte. Vor 250 Jahren machte eine Bande von 25 Gaunern einen riesigen Aufstand bei ihrer Festnahme. Es entstand ein großer Tumult, bei der alle Banditen ums Leben kamen. Die Legende besagt, dass die düsteren Schatten der Getöteten immer noch durch London geistern und einfach nicht mit ihrem Tod zurechtkommen. Deshalb wollen die Schatten sich alle 25 Jahre an den Lebenden rächen. Warum ausgerechnet alle 25 Jahre, wusste niemand so genau. Mittlerweile bereute Mina, dass sie Leo diese Legende erzählt hatte, denn schon seit Stunden nervte er sie damit. „Bitte, lass uns nachsehen“, bettelte Leo, „ich möchte unbedingt mal einen dieser dunklen Schatten sehen.“ „Es gibt diese Schatten doch gar nicht“, versuchte Mina ihren Bruder zu beruhigen. „Doch, und wenn du es mir nicht glauben willst, dann beweise ich es dir“, versicherte Leo ihr. Kleine Brüder eben, wollen sich immer beweisen. Endlich gab Mina nach. Mit Leo zu diskutieren, war einfach sinnlos. Das kann jeder bestätigen, der es einmal versucht hat. „Na gut“, sagte Mina, „aber wenn dir was passiert, bring ich dich um.“ Sie musste sofort lächeln, weil sich auf dem Gesicht ihres Bruder ein scheinheiliges Grinsen ausbreitete: „Na klar doch!!!“ Schnell zogen sie sich etwas Vernünftiges an, bewaffneten sich mit Taschenlampen und schllichen hinaus in die Dunkelheit Londons.

Irgendwie war es doch ziemlich gruselig. Überall huschten Schatten lang und der Mond leuchtete schwach durch die Wolken. Die Geschwister schllichen Seite an Seite die dunklen Gassen entlang. Es schien, als würden überall düstere Gestalten auf sie lauern und nur auf den richtigen Moment warten, um sie anzugreifen. Mina spürte, wie sich Leos Hand in ihre stahl. Sie drückte sie fest und gemeinsam machten sie sich weiter auf die Suche nach den mysteriösen Schatten. Doch als sie um die nächste Ecke bogen, merkte Mina plötzlich, wie kalter, rasselnder Atem ihr von hinten entgegen schlug. Ruckartig blieb sie stehen und schaute sich um. Doch da war nichts. „Warte! Doch da ist der Schatten eines Baumes“ dachte sie. Aber so sehr Mina auch suchte, sie fand einfach keinen Baum. „Was ist?“ hauchte Leo neben ihr. Mina wies einfach nur auf die Stelle, wo der Schatten sich befand. Auch ihm stockte der Atem. Sie bekam Angst, aber sie musste die Nerven behalten, schließlich hatte sie einen kleinen Bruder und durfte ihm keine Angst machen. Dann bewegte sich der Baumschatten und formierte sich zu einer riesigen menschlichen Gestalt. Mina erschrak. Der Schatten hatte als Baumkreatur wesentlich harmloser ausgesehen. Er bäumte sich auf und die Geschwister machten sich schon auf ihr Ende gefasst. Die Kreatur hatte die Macht, sie beide zu seinem Gefolgstrupp zu machen. Das hatte Mina mal in einem Buch über diese Legende gelesen. Dann würden auch sie zu den Schatten gehören und alle 25 Jahre versuchen die Bewohner Londons zu töten. Auch ihre Eltern wären dann in Gefahr, weil auch sie dann umgebracht werden könnten. Das wollte Mina auf keinen Fall. Sie überlegte fieberhaft, was sie nun tun könnte. Da kam ihr die rettende Idee. Schatten waren doch im Licht nicht zu sehen. Schnell griff sie nach ihrer Taschenlampe und knipste sie an. Dann richtete sie den Lichtkegel auf das Schattenmonster und es verschwand schneller als man >Nacht< sagen konnte. Plötzlich verschwanden auch all die anderen düsteren Schatten und es war etwas heller, als würde die ganze Stadt aufatmen. Es schien, als würde der Himmel urplötzlich heller werden. Erleichtert blickte Mina zu Leo, der immer noch auf die Stelle starrte, an der der Schatten verschwunden war, als befürchtete er, das Monster könne jeden Augenblick zurückkommen. Doch dann löste er sich und zusammen liefen sie nach Hause.

Durch den einen Verlust eines Schattens, hatten sich die anderen Schatten doch tatsächlich zurückgezogen und London war für dieses Mal verschont geblieben. Aber in 25 Jahren würden sie wiederkommen. Doch da es nun auch für Mina bestätigt war, dass dies keine einfache Legende war, konnten sie sich nun auch für das nächste Mal wappnen. Dann würden Mina und Leo abermals die Stadt retten und auch hoffentlich dafür sorgen, dass sie nie wieder kamen. Doch nun bemerkten auch die Geschwister langsam wie die Müdigkeit über sie hineinbrach und ihnen die Augen zu fielen. Endlich schliefen auch sie ein und träumten von Schatten, Monstern und anderen Kreaturen. Nun war es endgültig ruhig in London.

Dieses kreative Potpourri an Ideen zum Thema „25“ hat Spass beim Lesen gemacht. Meine Favoriten zeichnen sich durch Humor, Fantasie und dem stringenten Entwickeln einer Idee aus.

Ute Liepold

Der Luftballon

Am 25. August feierte Emma ihren 10. Geburtstag. Sie hatte sehr viele Freunde und Verwandte eingeladen, denn sie wollte ihren ersten runden Geburtstag ganz groß feiern.

Als Höhepunkt der Geburtstagsparty kam dann endlich ich mit meinen Freunden ins Spiel. Alle Geburtsgäste bekamen einen mit Gas gefüllten, nummerierten Luftballon und Emma sagte: „Ihr könnt jetzt alle einen Zettel nehmen, diesen mit einem Wunsch beschriften und den Zettel dann an den Luftballon hängen.“

Oh, da fällt mir ein, ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Ich war der Luftballon mit der Nummer 25. Endlich waren alle Luftballone fertig für die große Reise. Die Gäste stellten sich in einem Kreis auf und auf Emmas Kommando ließen sie uns alle in die Luft steigen. Mein Start war Klasse, denn das kleine Mädchen, das mich gehalten hatte, hatte viel zu früh losgelassen. Aus diesem Grund war ich der erste, der auf die Reise ging. Doch nach einiger Zeit hatten mich einige meiner Freunde auch schon eingeholt. Gemeinsam trug uns der Wind in Richtung einer großen Stadt. Ich konnte die Stadt schon sehen und hoffte sehr, dass ich sie auch noch erreichen würde. Denn leider wusste ich aus Erzählungen, dass manche Luftballone nicht sehr lange durchhielten und ganz plötzlich zerplatzten. Aber ich hatte Glück. Ich erreichte gemeinsam mit vielen meiner Freunde die Stadt. Aber spätestens jetzt trennten sich unsere Wege. Die meisten der Luftballone trieb der Wind außen um die Stadt herum, doch ich und ein paar andere flogen mitten durch die Stadt. Es war wunderschön. Es gab viele hohe Gebäude und die Dächer von fast allen Häusern waren rot. Es sah aus wie ein riesiger roter Teppich. Meine Freunde und ich verloren inzwischen einiges an Höhe und deshalb mussten die Häuser geschickt umflogen werden. Aber da war es auch schon passiert. Einer meiner Freunde hatte zu wenig aufgepasst und flog genau in die Kante einer Regenrinne. So schnell konnte es vorbei sein. Jetzt konzentrierte ich mich noch mehr und dadurch verlor ich irgendwie meine Freunde aus den Augen. Plötzlich war ich ganz alleine. Ich bekam ein wenig Angst und fragte mich: „Wo wird meine Reise wohl noch hingehen?“ In diesem Moment sah ich in der Ferne einen Kirchturm. Ich versuchte noch einmal an Höhe zu gewinnen, denn diesen Kirchturm wollte ich unbedingt noch von oben sehen. Ich mobilisierte also meine letzten Kräfte und ich schaffte es tatsächlich. Ich bestaunte die große Kirche so sehr, dass ich fast die Kirchturmspitze übersah. Jetzt merkte ich aber, dass meine Kräfte zu Ende gingen und ich verlor immer weiter an Höhe. Schlussendlich landete ich im Garten eines alten Hauses. Während ich noch über meinen aufregenden Ausflug nachdachte, hob mich eine Frau auf. Sie fand den Wunschzettel, der ja noch immer an mir hing und las laut: „Bitte verpacke den Luftballon und schicke ihn an folgende Adresse: Emma Leitner, Akazienhofstraße 12, 8888 Hochheim.“ Die Frau nahm mich mit ins Haus und dann tat sie das, was auf dem Zettel stand. Sie verpackte mich zusammen mit viel Schaumstoff in einem großen Karton. Später brachte sie mich zur Post. Schlussendlich führte mich mein Weg über viele Hände, von denen ich nicht immer sachte behandelt wurde, etwas mitgenommen bis an Emmas Haustür. Ich wunderte mich, dass ich den Transport überhaupt überlebt hatte.

Emma freute sich sehr darüber, dass ihren am 25. August gestarteten Luftballon jemand gefunden hatte und ihn dann auch noch wunschgemäß zu ihr zurückgeschickt hatte. Seit diesem Tag habe ich einen Ehrenplatz in Emmas Zimmer.

Die Frau überlegte kurz und nahm mich dann mit ins Haus. Dort wurde ich erst einmal abgelegt. Nach einer Weile kam die Frau mit einer großen Schachtel zurück. Sie legte mich zusammen mit ganz viel Schaumstoff, hinein. Dann verschloss sie die Schachtel mit Klebeband. Gott war es in der Schachtel dunkel und auch ziemlich eng. Anscheinend befolgte die Frau tatsächlich den Wunsch des kleinen Mädchens. Die Reise als Paket war nicht gerade lustig. Ich wurde oft hochgehoben, dann wieder abgestellt und ab und an auch geworfen. Aber, ich habe den Transport tatsächlich heil überstanden.

Und ich kann euch sagen. „Es hat sich ausgezahlt.“ Ihr hättet das Gesicht von Emma sehen sollen, als sie einen ihrer am 25. August gestarteten Luftballone wieder zurückbekam. Seit diesem Tag habe ich einen Ehrenplatz in Emmas Zimmer.

Das 25. Einhorn

Es war einmal vor gar nicht allzu langer Zeit ein Mädchen namens Julia. Seit dem sie eine Zahnspange trug, bekam sie jeden Tag gemeine Nachrichten auf ihrem Smartphone und ihre Mitschülerinnen und Mitschüler schickten sich bearbeitete Bilder von Julia. Deswegen traute sie sich morgens oft nicht in die Schule und lag in der Nacht wach. Julia war sehr traurig, aber sie wollte niemandem etwas davon erzählen, dass sie gemobbt wurde. Manchmal weinte sie leise in ihrem Zimmer vor sich hin, versuchte sich vor ihren Eltern aber nichts anmerken zu lassen.

Eines Nachts, als Julia wieder einmal nicht schlafen konnte, sah sie vor ihrem offenen Fenster etwas leuchten. „Was hat das zu bedeuten“, fragte sie sich und schlich leise hinüber. Vor dem Fenster erschien plötzlich ein Geist. „Ich weiß, dass du traurig bist, aber es gibt eine Lösung“, sagte er, „gehe in den Wald und laufe in 25 Minuten bis zum 25. Baum. Dort zähle bis 25 und gehe dann weiter zur Lichtung. Es werden dir Einhörner erscheinen, und wenn es genau 25 an der Zahl sind, wird dein Leben ein anderes!“ Mit diesen Worten verschwand der Geist wieder.

Schnell machte sich Julia auf den Weg. Es war stockfinster und sie hatte große Angst. Trotzdem ging sie tapfer weiter, denn es war ihr wichtig, dass sich ihr Leben veränderte. Sie machte alles genau so, wie es der Geist von ihr verlangt hatte. Als sie bei der Lichtung ankam, war dort tatsächlich eine Gruppe von Einhörnern. Aufgeregt zählte sie die Einhörner ab, doch es waren nur 24. Enttäuscht drehte sie sich um, als plötzlich ein junges Einhornfohlen hinter einem Gebüsch hervortrat. Es waren also doch 25! Sie konnte es einfach nicht glauben! Woher hatte der Geist das gewusst? Und was hatte das alles zu bedeuten?

Als sie am nächsten Morgen in die Schule kam, war alles ganz anders als sonst. Ihre Klassenkameradinnen und Klassenkameraden waren nett zu ihr und sie bekam keine gemeinen Nachrichten mehr. Julia dachte: „Das ist bestimmt nur ein Zufall und ich habe letzte Nacht nur geträumt.“ Doch als sie das Klassenzimmer betrat, stand an der Tafel groß die Zahl 25!

Einen Text zu schreiben, der kreativ mit der Zahl 25 umgeht, dabei stilsicher alle grammatischen und orthographischen Problemzonen vermeidet, ist an sich schon eine Sensation. Wenn dieser Text auch noch ein Feuerwerk an Begeisterung zünden kann und ganz nebenbei eine Leidenschaft für Sprache zeigt, dann ist man als Juror glücklich. So gesehen durfte ich mich wieder glücklich schätzen die Beiträge des Junior Bachmann Wettbewerbes nach Juwelen durchsuchen zu dürfen. Ich bin fündig geworden.

Andreas Görgei

Wie ich „ich“ wurde

„Komm her, Lucie! Ich will dir eine Geschichte erzählen“, sagte ich zu meiner 12-jährigen Tochter. Mein Name ist Darcey Bussell, ja, ich bin die berühmte Balletttänzerin. Damals, als ich noch 20 Jahre alt war und zur jüngsten Solistin des Royal Balletts gehörte, war alles noch gut, aber dann mit 25...naja.

„Ich will, dass du immer du selbst bleibst und dass du andere Menschen um dich herum respektierst!“, fing ich an. Lucie verstand mich aber nicht: „Worauf willst du hinaus?“ Ich fuhr fort: „Als ich damals jung, um genauer zu sein 25 Jahre alt, war, gehörte ich zu den Besten. Nicht ich habe das gesagt, sondern meine Lehrerinnen. Das gab mir dann auch die Motivation zu tanzen! Ich war immer die Erste, die zur Stunde kam. Bis auf einmal, da war ein anderes Mädchen vor mir dort. Ich habe es angesprochen und es hat mir zickig erklärt, dass es neu hier sei und Carla heiße. Ich dachte mir nichts dabei. Während der Stunde kam sie mir noch komischer vor. Sie war richtig gut, besser als ich. Sie wurde mein Vorbild. Nur wollte ich darüber nicht mit ihr reden, weil sie dann sicher gedacht hätte, ich sei neidisch. Aber ich sah mir ihre Schritte immer genau an. Einmal träumte ich, ich wäre sie. Carla kam mir so frei vor. Das machte mich ein bisschen neidisch.

Einmal aber träumte ich von ihr, da war sie eben nicht frei, sondern in einem dunklen Raum. Als sie von einer unbekannten Person angesprochen wurde, wachte ich auf.

Ich wachte in einem fremden Bett auf, in einem fremden Zimmer. Ich hörte die unfreundliche Stimme einer erwachsenen Frau: „Carla, komm jetzt endlich herunter!“ Ich habe komischerweise sofort begriffen, dass ich jetzt in Carlas Körper steckte.

Ich wusste nur nicht, wie das möglich war. Ich stand auf und sah mich um. Es war kein sehr luxuriöses Zimmer, wie ich es mir bei ihr immer vorgestellt hatte. Ich ging zum Kleiderschrank. Die Hälfte davon war mit Ballett-Zeug voll. Als ich eine Viertelstunde später in der Küche auftauchte, fragte mich die etwas pummelige Frau, was heute meine Entschuldigung fürs Zuspätkommen sei. Ich murmelte nur, dass ich verschlafen habe. Sie aber blieb streng: „Daran ist nur dieses Ballett schuld! Würdest du damit aufhören, wärst du viel ausgeschlafener! Und jetzt gehst du auch noch auf diese Ballettschule. Du bist doch verrückt!“ Dann musste ich in die Arbeit.

Auf dem Weg in die Arbeit dachte ich über diese Frau nach. Sie war offensichtlich Carlas Mutter, aber wieso wollte sie, dass ihre Tochter nicht mehr zum Ballett ging? Carla war doch so gut.

In der Arbeit wurde ich von einem Mädchen angesprochen: „Mensch Carla, wo warst du denn gestern!? Wir haben auf dich gewartet!“ Ein anderes rothaariges Mädchen kam jetzt auch noch dazu. Es meinte: „Ja, es ist immer dasselbe mit dir! Was ist los mit dir?“ Ich wusste aber nicht, was mit Carla nicht stimmen konnte, also sagte ich lieber nichts. Die zwei, die wahrscheinlich ihre Freundinnen waren, sahen mich verständnislos an. Den Rest des Tages redeten sie nicht mehr mit mir.

Ich kannte jetzt Carlas Mutter, ihre Freundinnen... Hatte sie denn keinen Vater? Ich beschloss, meine – ihre Mutter zu fragen.

Als ich beim Ballett war, fragte ich mich, ob ich mein echtes Ich, Darcey, sehen würde. Ich war dort, aber es schien so, als wäre ich leer.

Zuhause fragte ich dann Carlas Mutter: „Wo ist Papa?“ Die Frau antwortete nervös: „Hör auf, mich nach ihm zu fragen! Es ist besser ohne ihn. Auch für dich.“ Ich sagte kein Wort und ging in mein Zimmer.

Am Abend dachte ich über den Wechsel nach. In ihrem Körper fühlte ich mich so angespannt und ich merkte, dass es in ihrem Leben nicht sehr gut läuft. Darum ist sie beim Ballett wahrscheinlich immer so fies. Das ist das Einzige das gut funktioniert! Aber niemand scheint das zu sehen.

Da hatte ich eine geniale Idee: Ich musste ihre Mutter irgendwie zum Ballettsaal führen. Dann konnte sie sehen, wie gut ihre Tochter ist. Und der Streit mit Marlen und Charlotte... Die beiden sollten am besten auch kommen! Ich hatte auch schon eine Idee, wie ich sie herlocken konnte...

Der nächste Tag verlief genau gleich: Ihre Mutter war schlecht gelaunt und ihre Freundinnen waren noch immer böse. Aber nach dem Ballettunterricht setzte ich meinen Plan in die Tat um: Als alle den Saal verlassen

hatten, schlich ich mich in das Büro und nahm das Telefon in die Hand. Ich hatte mir die Nummer von Carlas Mutter und ihren Freundinnen aufgeschrieben. Zum Glück ging ihre Mutter gleich ran: „Hallo Frau Kleß, ich würde Sie bitten zur nächstmöglichen Stunde zu kommen.“ Doch sie verstand nicht ganz: „Wer sind Sie? Wohin soll ich kommen?“ „Achso, tut mir leid, ich bin Carlas Ballett Lehrerin und ich wollte sie fragen, ob sie Zeit haben, zu unserer Zuschauertunde zu kommen? Carla ist nämlich richtig gut!“, sagte ich hoffnungsvoll. Tatsächlich glaubte sie mir: „Meine Tochter? Da müssen sie sich geirrt haben!“ „Nein, nein, Frau Kleß, ich bin mir ganz sicher. Also haben Sie morgen Zeit?“ „Ja, ich werde morgen da sein...“, sagte die etwas verdatterter Frau Kleß. Bei Charlotte und Marlen lief es ähnlich.

Ich konnte in Ruhe schlafen. In der Früh freute ich mich schon auf den Nachmittag. Es war wieder alles gleich, nur ich/Carla war gut drauf. Ich kam früh zum Ballettunterricht, weil ich etwas nervös war... Was, wenn sie nicht kommen würden?

Aber sie kamen! Rechtzeitig! Sie saßen da und sahen Carla zu und sie gab ihr Bestes. Nach dem Vortanzen, kam Frau Kleß zu mir und meinte mit Tränen in den Augen: „Carla, ich fühle mich so schlecht. Du bist so gut, und ich habe das verpasst! Es tut mir so leid. Ich umarmte sie und wir gingen Arm in Arm nach Hause.

Als ich im Bett lag, dachte ich wieder nach, aber dieses Mal mehr über mich. Ich-Darcey war heute nicht beim Ballett. Wo ich wohl war? Wie ich wohl wieder ich werden konnte? Bei diesen Fragen schlief ich ein. Und dieses Mal träumte ich von mir! Ich lag krank im Bett. Meine Mutter und mein Vater waren auch bei mir. Das beruhigte mich. Aber du kannst dir ja auch schon denken, Lucie, was danach geschah. Ja, in den nächsten Tagen träumte ich wieder von mir und am Ende wachte ich wieder in meinem Bett auf. Wahrscheinlich war meine Mission in Carlas Leben erfüllt. Ich war auch nicht mehr krank. Mir ging es sehr gut, aber ich wusste nun mehr über Carla beschloss mich mit ihr zu befreunden.

Lucie, was ich dir sagen will, ist, dass du die Sachen auch aus einer anderen Perspektive sehen sollst. Du hast mir ja erzählt, dass es jetzt bei euch in der Gruppe ein Mädchen gibt, das immer gemein ist. Versuche, nett zu ihr zu sein. Vielleicht hat sie es schwer!

Hoffnung, Mut und Freude

Wie jeden Abend beobachtete Luna den Sternehimmel. Ihre Großmutter war Magierin. Luna beobachtete jeden Abend die Sterne, um sicher zu gehen, dass die Sterne der Elemente und Eigenschaften alle am Nachthimmel stehen. Von diesen gab es 25. Lunas Lieblingssterne waren die Sterne des Mutes, der Freude und der Hoffnung. Alle 25 Sterne erstrahlten in einem hellen Gold. Ohne diese Sterne würde es die magische Welt nicht mehr geben und Lunas Großmutter war die Hüterin dieser Schätze. Luna wusste darüber Bescheid und hatte die Aufgabe von ihrer Großmutter übertragen bekommen, jeden Abend einen Blick auf den Nachthimmel zu werfen.. Denn Lunas Großmutter war abends oft zu müde dafür.

Luna beobachtete so lange die Sterne, bis sie sicher war, dass niemand auch nur einen einzigen Stern stehlen würde, denn in der magischen Welt war dies möglich.

An diesem besagten Abend war das Mädchen aber von einem aufregen Schultag zurück gekommen und so müde, dass ihr die Augen im Bett gleich zufielen und sie einschließt und nicht mehr aus ihrem Fenster zu den Sternen blickte. Und sie wusste nicht, dass dies die aufregendste Nacht ihres Lebens wurde.

Es war kurz nach Mitternacht, als ein Blatt Papier mit einem darauf gezeichneten Stern und der Unterschrift ihrer Großmutter durch das offene Fenster in Lunas Zimmer flog und an ihrer Nase kitzelte. Das Mädchen wachte dadurch auf und las die Nachricht, die ihr ihre Großmutter geschrieben hatte. Darauf stand, dass jemand drei Sterne der besagten 25 Sterne gestohlen hatte und somit die restlichen 22 Sterne verflucht hatte. Lunas Hilfe war gefragt. Und sie wusste, was zu tun war. Sie nahm ihren Zauberstab, denn auch Luna hatte magische Kräfte. Sie schlich sich aus dem Haus, sprach einen geheimen Zauberspruch und schwebte in den Nachthimmel. Am Weg nach oben las sie die Nachricht noch einmal genau durch, dort stand wo sie hin musste und somit schwebte sie in diese Richtung. Nach einiger Zeit erblickte sie einen schwarzen Planeten. Drei Elementsterne leuchteten darauf auf. Luna erkannte die Sterne. Da dachte sich Luna: „Genau das muss es sein. So hatte mir Oma den Ort beschrieben, an dem ich suchen und die Sterne wieder zurückholen muss“. Luna sank wieder hinab und setzte sich hinter einen kahlen Baum um nachzudenken. Luna wusste, dass jeder einzelne Stern nur durch das Umsetzen seines eigenen Elementes wieder den rechten Platz am Himmel fand. Und genau Lunas Lieblingssterne wurden gestohlen. Also nahm Luna all ihren MUT zusammen und schlich hinter dem Baum hervor. Zu ihrer FREUDE fand der Stern des MUTES in diesem Moment wieder seinen rechten Platz am Himmelzelt. Luna gab die HOFFNUNG nicht auf, dass auch die beiden anderen Sterne wieder zurück kamen und schon blinkte auch der nächste Stern, und zwar der der Hoffnung, wieder an seinem rechten Platz. Die FREUDE war riesengroß und genau in diesem Moment schwebte auch der dritte gestohlene Stern wieder an seinen Platz zurück. Luna konnte ihre Freude nicht mehr zurück halten und wusste in dem Moment, dass man niemals aufgeben darf und die Hoffnung in einem selber nicht verlieren darf.

Mit einem Lächeln im Gesicht und einem kurzen Blick zu den 25 Elementsternen am Himmel schlich sich Luna in ihr Zimmer zurück, schickte ihrer Großmutter in Gedanken einen Kuss und dachte sich „Man darf nie aufgeben, selbst wenn man glaubt, dass man es nicht schafft“. Mit diesen Gedanken konnte Luna ihre Augen wieder schließen und träumte einen Traum ... mit ihren 25 Sternen.

Vierundzwanzig und ein Euro

Es war einmal ein Ein-Euro-Stück. Eines Morgens wurde es hergestellt und mit einem Mal war es da. Es war ganz klein, aber die großen Menschen rissen sich darum, sodass der Euro bald gar nicht mehr wusste, wie ihm geschah.

Als das Gedrängel ein wenig vorüber war, fand er sich in der behandschuhten Hand eines großen Menschen wieder. „Es ist viel zu heiß! Ich spüre schon, wie mein Kupfer flüssig wird“, ängstigte sich der Euro. Offensichtlich war er noch nicht lange genug auf der Welt, um zu wissen, dass Geld keinesfalls bei normaler Körpertemperatur schmelzen konnte. Da er es aber nicht einmal ahnte, war er glücklich, als ihn die Hand in eine kleine schwarze Tasche gleiten ließ. Zu seiner Freude traf der Euro dort vierundzwanzig andere Eurostücke, die ihn lebhaft begrüßten.

Als der Euro es sich gerade in einer Falte des Stoffes, mit dem die Tasche gefüttert war, bequem gemacht hatte, kam ein anderes Geldstück auf ihn zu. Kaum war der Euro in eine spannende Unterhaltung mit dem Geldstück verwickelt, wollte sich dieses schon wieder wegdrehen. „Warte doch!“, rief der Euro, „willst du nicht weiterreden? Ich wäre traurig, wenn du weggehst.“ „Und ich wäre noch trauriger, wenn du plötzlich für immer weg wärst“, entgegnete das Geldstück, „und das passiert schneller, als man denkt. Als Geld sollte man keine festen Freunde finden, denn sehr bald wird man wieder getrennt. Merk dir das auf deinem Wege.“ Damit nickte das Geldstück dem Euro zu und mischte sich unter das restliche Geld. „Man sieht sich sowieso immer zweimal im Leben“, brummte der Euro eigensinnig, und kaum hatte er dies ausgesprochen, holte ihn wieder eine Hand aus der Tasche, mit den Worten: „Hier, Nina, du darfst dir ein Eis davon kaufen.“ Nachdem der Euro an ein kleines Mädchen übergeben wurde, bemerkte er, dass er sich in einer roten Handtasche befand und einige Minuten später war er schon wieder an der frischen Luft – aber an einem ganz anderen Ort. Ein kleiner Laden, der mit Plakaten behängt war, stand vor ihm auf dem Weg und der Euro wurde auf die Theke des Ladens gelegt. Eine andere, beringte Hand nahm ihn, und bevor sie den Euro in eine Lade schob, sah dieser aus den Augenwinkeln, wie das Mädchen sich mit einem Eis in der Hand vom Kiosk entfernte. In der Lade, in die der Euro nun gelegt worden war, wimmelte es von eingebildeten Geldscheinen, die stolz darauf zu sein schienen, dass sie einen Wert von bis zu hundert Euro hatten. Wollte der Euro ein Gespräch mit ihnen beginnen, drehten sie sich weg. „Hier halte ich es nicht aus“, dachte der Euro traurig, und als die Hand, welche ihn in die Lade gelegt hatte, wieder einmal die Schublade aufmachte, bewegte er sich mit aller Kraft. Als er auf den Boden fiel, blieb der Euro zu seinem Glück auf seiner Kante stehen und rollte ein ganzes Stück, bis er – auf einen Gullydeckel fiel. Verzweifelt versuchte der Euro nun, sich auf den Asphalt zu bewegen, was ihm aber nicht gelingen wollte; schließlich stürzte der Euro mit einem Aufschrei in die Kanalisation. Unter der Straße war es dunkel und kalt – der modrige, feuchte Geruch war zudem eine Qual. Der Euro wusste weder ein noch aus – wie sollte er in der alles verschluckenden Finsternis einen Weg nach draußen finden? Zudem fürchtete sich der Euro im Dunkeln – war da nicht ein Schatten an der steinigen Wand? Und konnte man nicht, wenn man ganz genau hinhörte, Schritte vernehmen – kleine, hastige Schritte, die immer näher kamen?

„Zu Hilfe! Hilfe! Ein Monster!“, schrie der Euro in seiner Unvernunft panisch; wen wundert es da schon, dass er bald tatsächlich gepackt und wieder ans Tageslicht gezerrt wurde – zu seiner Erleichterung jedoch nicht von einem Monster, sondern von einer ganz normalen Ratte.

Aber wie sah die Gasse aus, in die die Ratte den Euro geschleift hatte – ganz verschmutzt und zerfallen. Sogar die spärlichen Häuser besaßen kein Dach mehr und es fehlten hier und da Ziegelsteine. Nur ein altes Gasthaus war noch in einem halbwegs ansehnlichen Zustand, mal abgesehen von dem vergilbten, verdreckten Schild, auf dem – ziemlich unleserlich – der Name des Hauses stand und an dem gerade ein älterer Mann mit struppigem Bart eine halbvolle Bierflasche zerschmetterte. Drohend sah der Mann in die Richtung des Euros und bewegte sich langsam auf ihn zu. „Schnell weg von hier“, dachte der Euro und blickte sich paranoid nach allen Seiten um. Leider schien sein einziger Ausweg ins Gasthaus zu führen. „Jetzt oder nie“, machte sich der Euro Mut und rollte los, zwischen den Füßen des verdutzten Mannes hindurch, geradewegs ins Gasthaus hinein.

An der Bar stand ein Mann mit schlohweißen Haaren und mixte grüngelbe Flüssigkeiten zusammen. „Ein Geldstück“, nuschelte er, grinste breit und zeigte so eine Reihe gelber Zähne. „Wofür kann ich dich denn ausgeben?“ „Er spricht mit mir“, überlegte der Euro, der das Selbstgespräch des Mannes falsch deutete und antwortete sogleich: „Bitte, bring mich zurück zu dem Portmonee mit den 24 Geldstücken!“ Der Mann schaute wie eine Kuh und rieb sich nachdenklich die bedauernswert rote Nase. Doch dann schien er eine Erklärung gefunden zu haben, warum Geld sprechen konnte und nickte. Gleich darauf schüttelte er den Kopf. „Und was gibst du mir dafür?“, wollte er wissen. Der Euro überlegte. Was hatte er denn Wertvolles bei sich? Da fiel ihm ein, dass er für die Menschen ja selbst etwas Wertvolles war und piepste: „Einen Euro.“ Der Mann lachte rauh. „Vergiss es, du kannst dich nicht selbst verkaufen!“ Und mit diesen Worten packte er den Euro und warf ihn in hohem Bogen aus dem Gasthaus und aus der Gasse in ein Weizenfeld.

„Hier gefällt es mir“, dachte der Euro und versuchte, es sich auf einer abgebrochenen Pflanze bequem zu machen. Doch leider ging seine Reise schon wieder weiter, als eine Elster angeflogen kam, den Euro mit ihrem Schnabel packte und ihn durch die Lüfte trug, bis zu ihrem Nest, in dem vier hungrige Vogelkinder, die zwischen Löffeln, Ringen, Ketten und Armband – sowie Taschenuhren saßen und auf Futter warteten. Als die Küken jedoch enttäuscht realisierten, dass man auch Geld nicht fressen konnte, stopften sie den Euro zwischen das Silberzeug in ihrem Nest. „Hilfe! Ich werde plattgedrückt!“, rief er, (ohne auf seine bereits ziemlich platte Form zu achten) und stürzte sich kopfüber aus dem Nest. Als der Euro auf dem Boden landete, kam er gar nicht zum Stehen: Er rollte einen steilen Hang hinunter, bis er in einen Park kam und unter einer Parkbank durchrollte. Erst zwei Füße, die zu einem Menschen gehörten, der auf der Bank saß, stoppten ihn. Aber was war das? Eine ihm sehr bekannte behandschuhte Hand hob den Euro hoch und eine ihm ebenfalls sehr bekannte Stimme sagte: „Schau, Nina, jetzt ist es so, als ob du für dein Eis gar kein Geld ausgegeben hättest.“ „Ja, Mama“, erwiderte ein kleines Mädchen, „es wäre aber lustig, wenn das hier dasselbe Ein-Euro-Stück gewesen wäre wie das, mit dem ich bezahlt habe.“

„Wenn du wüsstest“, dachte der Euro belustigt, während er in der kleinen schwarzen Tasche verschwand, wo er von den vielen Geldstücken ausgiebig begrüßt wurde. „So, meine Freunde“, eröffnete der Euro seine Rede feierlich, „jetzt habe ich euch einiges zu erzählen.“ Ganz gebannt lauschten seine neuen Freunde der Geschichte des Euros und sie träumten davon, auch eine so aufregende Reise anzutreten.

25 Stunden in meinem Hundeleben!

Freitag 23:00

Gerade vor einer halben Stunde sind Frauchen und Fräuleinchen ins Bett gegangen. Bestimmt schlafen sie schon fest und ich habe endlich Zeit für mich. Nun kann ich ungestört das tun, was ich am liebsten mache, wenn mich keiner beobachtet. Mal schauen, welches Material vorhanden ist. Aha! Super, ich habe schon ein paar Stifte auf dem Couchtisch aufgespürt. Ich liebe Stifte! Mit meinen Zähnen habe ich sie im Nu zerkaute. Auch Handcremen, Salben oder ähnliches gehören zu meinen Spezialitäten. Am liebsten aber mag ich Taschentücher. Man kann sie nach Herzenslust rupfen und zupfen. Jetzt kann ich mich so richtig austoben.

Freitag 23:59

Am Wohnzimmerboden hat ein sichtlicher Wandel stattgefunden. Alles ist prächtig mit Taschentuchfetzchen garniert. Wenn ihr mich fragt, sieht es wunderschön aus. Den Stiften habe ich ebenfalls ordentlich zugesetzt. Die Salben habe ich genüsslich verdrückt und die einzigen Überreste sind zerknatschte Tuben und Döschen. Gähn! Jetzt geh ich aber in mein Körbchen und ruhe mich aus!

Samstag 8:00

Schnarch....Äh, was? Ja? Hallo! Schon wach? Gähn, Wuff! Guten Morgen! Ich spüre es in meinem Schwanzspitzchen, dass wird ein wundervoller Tag. Fräuleinchen muss heute nicht in die Schule. So kann sie mit mir ganz viel spielen und knuddeln. Jetzt gehen die beiden Menschen in die Küche und bereiten hungrig das Frühstück zu. Mhmmm, wie das herrlich duftet! Ja, Morgenstund hat Gold im Mund. Ob ich vielleicht auch etwas abbekomme?! Oh,Oh! Frauchen hat meine schöne Dekoration aus Taschentüchern entdeckt. Ich glaube, ich verdrück mich mal lieber in mein Körbchen und übe den unschuldigen Augenaufschlag.

Samstag 9:00

Gemeinheit! Meine tiefbraunen, süßen Kulleraugen haben mir nicht genützt und nachdem Frauchen und Fräuleinchen mit mir geschimpft haben, wurde ich in den Garten verbannt. Leider nix mit Frühstück.

Samstag 10:00

Während ich so in meiner Hütte liege, schweifen meine Gedanken zu den lustigen Tagen, an denen tiefer weißer Schnee unter meinen Pfoten kitzelte, die tanzenden Flöckchen um meine Ohren wirbelten und ich im Schnee auf dem Feld nach Mäusen buddelte. Ich freue mich schon auf den Frühling, wenn die Blumen spritzen und zu blühen beginnen. Blumenzwiebeln kann man wunderbar ausgraben und im Garten herumschleppen. Frauchen freut sich besonders darüber. Zumindest jagt sie hinter mir her und ich finde das sehr lustig. Und erst der warme Sommer, wenn wir im Fluss herum waten und ganz besonders liebe ich es auch, wenn dann die bunten Blätter im Herbst fallen und geheimnisvoll bei jedem Schritt rascheln.

Samstag 11:00

Jetzt wird mir schön langsam langweilig. Oh, da kommt Sammy, der Kater von nebenan. Ob er mit mir spielen mag?

Samstag 13:00

Die letzten zwei Stunden, habe ich mit Sammy herumgetobt. Was der alles kann! Zum Beispiel kann er auf dem Zaun balancieren oder auch auf Bäume klettern. Wie gerne würde ich das auch können, denn dann könnte ich das muntere Kerlchen endlich auch einmal fangen.

Samstag 14:00

Jetzt gerade dampft und riecht es aus dem Fenster nach wundervollem Hühnchen. Ich verwette meine Schlappohren, dass ich heute Abend etwas von diesem feinen Schmaus in meiner Futterschüssel finde!

Samstag 15:00

Eben sind wir mit dem Auto in den Wald gefahren. Ich liebe Autofahren! Und lange Spaziergänge mag ich auch unendlich gerne. Jetzt geht's los! Hinein in den Wald und ein meterlanger Ast ist gleich gefunden! Damit kann ich die Forststraße unsicher machen. „Achtung, ich komme!“ Wer im Weg steht, wird einfach mit vollem Karacho über den Haufen gerannt. Das macht Spaß!

Samstag 19:00

Inzwischen sind wir zu Hause angekommen und ich habe mein königliches Dinner bekommen. Leider ist mein Napf schon leer und ein bisschen Platz hätte ich noch. Davon lasse ich mir trotzdem nicht die gute Laune verderben.

Samstag 21:00

Müde aber glücklich schlecke ich mir mein Bäuchlein und putze meine Pfötchen. Die Damen des Hauses sehen sich gerade einen netten Film an und vielleicht fällt auch ein Popcorn herunter. Das wäre dann zufällig in meiner Reichweite, da Frauchen mir gerade den Kopf krault. Die abendlichen Kuschelstunden genieße ich am meisten.

Samstag 23:00

Gerade vor einer halben Stunde sind Frauchen und Fräuleinchen ins Bett gegangen. Bestimmt schlafen sie schon fest und ich habe endlich Zeit für mich. Nun kann ich ungestört das tun, was ich am liebsten mache, wenn mich keiner beobachtet.....

Samstag 23:59

Am Wohnzimmerboden hat ein sichtlicher Wandel stattgefunden. Alles ist prächtig mit Taschentuchfetzchen garniert....

Samstag 00:00

Nach 25 aufregenden Stunden geh ich nun wieder in mein Körbchen. Bin schon gespannt, was der nächste Tag für mich bereit hält. Gute Nacht!

Liebe Grüße, Anaiah (Hovawart)

Fünfundzwanzig

Fünfundzwanzig, was soll ich mit dieser Zahl nur anfangen? Fünfundzwanzig, warum ausgerechnet diese Zahl als Überschrift für einen Aufsatz oder ein Gedicht? Seit Tagen denke ich nur über die Zahl fünfundzwanzig nach.

Kein Monat hat fünfundzwanzig Tage. Die Uhr hat auch keine fünfundzwanzig Stunden, und unser Uhrensystem basiert auf der Zahl sechzig und man findet auch keinen Zusammenhang mit der Zahl fünfundzwanzig. Es gibt keinen EuroGeldschein mit der Zahl fünfundzwanzig, nur einen 5 Euroschein, einen Zehneuroschein, Zwanzig, Fünfzig oder mehr. Bei dem Glücksspiel „Lotto“ heißt es auch sechs aus fünfundvierzig und nicht sechs aus fünfundzwanzig.

Betrachtet man die Zahl in der Physik, geschieht bei fünfundzwanzig Grad eigentlich nichts Besonderes, das Wasser kocht oder gefriert nicht.

Meine Gedanken kreisen seit Tagen um die Zahl fünfundzwanzig: Zum Austrinken eines $\frac{1}{4}$ Liter Wasserglasses brauche ich viel weniger als fünfundzwanzig Schluck – nämlich nur sechzehn. Um von meinem Zimmer ins Wohnzimmer zu kommen, brauche ich auch keine fünfundzwanzig Schritte. Auf der Waschmaschine zu Hause gibt es auch keinen Waschgang mit fünfundzwanzig Grad Celsius.

Aus mathematischer Sicht fällt bei der Zahl fünfundzwanzig auf, dass sie keine Primzahl ist, da sie durch fünf teilbar ist. Aber sie entsteht aus der Summe der Primzahlen 1,3,5,7 und 9. Fünfundzwanzig ist ein Vierteljahrhundert.

Eine der berühmtesten Straßen heißt „Road 66“ und nicht „Road 25“. Bei dem menschlichen Körper weiß ich jetzt auch nicht, was er mit der Zahl fünfundzwanzig zu tun hat. Wir haben keine fünfundzwanzig Gliedmaßen oder fünfundzwanzig Zähne.

Bei einem Fußballspiel gibt es auch nur elf Mitglieder in einer Mannschaft. Ein Spieldrittel bei einem Eishockeyspiel ist auch nur zwanzig Minuten lang, und nicht fünfundzwanzig.

Das Alphabet hat sechsundzwanzig Buchstaben und nicht fünfundzwanzig.

Was ist der Grund dafür? Warum ist gerade diese Zahl ausgewählt worden? Mir fällt dazu nichts ein. Ein bekannter Dichter sagte einmal, dass man nur von fünfundzwanzig bis dreißig altert – und was dann übrig bleibt, hält weiter.

Fünfundzwanzig...

Brief aus dem 25. Jahrhundert

Ich bin mir sicher – zu eurer Zeit hätte man sich so eine Welt wie diese nicht ansatzweise vorstellen können. Es fliegen Autos 20 Zentimeter über dem Boden, Schiffe können innerhalb von 30 Minuten den ganzen Atlantik überqueren, und es ist keine Besonderheit mehr, mindestens 6000 Meter unter dem Meeresspiegel gewesen zu sein. Ich war sogar schon einmal auf dem Mond! Und das schafft die Menschheit, ohne einen einzigen Tropfen Benzin zu verbrauchen. Wir haben es endlich gelernt, die Energie der guten alten Sonne in so gut wie allen Lebensbereichen zu nutzen. Alles, was sich die Menschheit dadurch erspart hat, fließt in Sozialprojekte und in die Verwirklichung der Menschenrechte.

Die Menschheit hat sich für Tauschhandel statt Geld entschieden. Das ist praktisch, denn so kann man alten Schrott loswerden und kriegt dafür was Nützliches.

Das Klima hat sich verbessert, die globale Erderwärmung wurde gestoppt, da die Lufthülle der Erde nicht mehr mit Abgasen zerstört wird. Zigaretten und Pfeifen sind außerdem auch abgeschafft worden. Dadurch bleiben Menschen länger gesund. Die Erdbevölkerung ist dadurch um ca. 3 Milliarden Menschen gestiegen.

Also, in dieser Zeit lebe ich.

Vor ein paar Wochen ist die fünfte Präsidentin der Vereinigten Kontinente der Welt in Folge gewählt worden. Die Männer fehlen uns schon! Wir haben abgestimmt und nun ist die ganze Erde eine einzige Nation. Außerdem hat die Menschheit sich für eine zweite Weltsprache entschieden: heute sprechen von den zehn Milliarden Erdbewohnern circa 95% Globalingua. Das sind schon 10% mehr als die, die Englisch sprechen. Ich gehöre zu diesen 95%, denn meine Familie und ich hatten einen Aufenthalt von einem Jahr in Globalosto, das ist eine Stadt inmitten Amerika.

In die Schule, in die ich gehe, ist mein Klassenvorstand gleichzeitig auch mein Vertrauenspartner. Ich habe wie jedes Kind an der Schule so eine Vertrauensperson, an die ich mich wenden kann, die mich bei meinen Lernentwicklungen begleitet und mir dabei hilft, das Potenzial zu entfalten, das in mir steckt. Meine Vertrauensperson ist Angelika Sackmeyer. Sie ist von meiner Vertrauensperson zu einer Freundin geworden.

Das alles bedeutet nicht, dass die Welt nun perfekt ist. Freilich gibt es noch Probleme, die es anzupacken gilt. Doch diese haben wir gelernt, gemeinsam zu lösen. Natürlich gibt es auch noch böse Menschen auf dieser Erde, einer davon ist Franzali Dequosto. Dieser Mensch ist das größte Problem. Er hat sich nämlich als Kandidat für die Präsidentschaft der Vereinigten Kontinente beworben. Ich bezweifle, dass er aufgeben wird, doch ich bezweifle auch, dass es ihm, was auch immer er macht, gelingen wird. Ich bin elf Jahre und durfte bei der Wahl schon mitwählen.

Als meine beste Freundin Victoria und ich uns letztens wie jeden Freitag im Cafe-Restaurant Saint Germain trafen, schauten wir eine der üblen Wahlkampfreden von Dequosto auf unseren Flowertabs an, er sagte, er würde eine Mauer um alle Kontinente bauen, um sie nicht zu vermischen. Mir blieb der Mund offen, als ich hörte, dass er auch noch die Hautfarben trennen würde, wenn er Präsident geworden wäre, denn Victoria hatte eine schwarze Hautfarbe. So ging es mehrere Monate, bis ich im Fernsehen eine Frau sah, die wie Frau Sackmeyer aussah, ich dachte zuerst, meine Fantasie spielt mir einen Streich, doch als ich die Stimme der Frau hörte, war ich mir ganz sicher, dass es sie war. Sie berichtete, dass sie einen hohen Anspruch auf die Politik habe und mal ein ernstes Wörtchen mit Dequosto reden würde. Das war eine gute Idee, doch jeder Mensch hoffte sowieso, dass so eine Person wie Dequosto nie an die Macht kommen würde, denn wenn das so werden würde, könnten wir uns von unserer gesunden Welt verabschieden.

Als ich die Augen aufschlug, erblickte ich das Gesicht von meiner besten Freundin. Victoria erzählte mir freudig erregt, dass Dequosto seine Kandidatur, aufgrund des Einwands von Frau Sackmeyer, niedergelegt hat.

Die fünfundzwanzig Rehe

Es war einmal eine Königin, die hatte 25 Söhne. Aber sie wünschte sich so sehr eine Tochter. Eines Tages wurde sie schwanger. Da ließ der König einen grausamen Befehl aus: "Wenn das Kind ein Mädchen ist, so müssen die Buben sterben. Ist es aber ein Bub, so können sie am Leben bleiben." Die Königin aber hörte dies. Die Mutter warnte ihre Söhne davor, deshalb sprach sie zu ihnen: "Wenn ich die grüne Fahne wehe, dann ist es ein Bub, ist es aber ein Mädchen, wehe ich die rote."

Als das Kind geboren wurde, musste die Königin schweren Herzens die rote Fahne schwenken. Die Buben sahen es und wussten, dass es Zeit war zu gehen. Sie fanden bei ihrer Flucht ein verlassenes Haus.

Die Prinzessin wuchs heran. Es war neugierig, schön und klug. Doch an ihrem 25. Geburtstag hörte sie von ihren 25 Brüdern und so beschloss das Kind, diese zu suchen. Es fand das Haus, wo ihre Brüder wohnten. Dort sah das Mädchen genau 25 Blumen und dachte sich: "Ich könnte jedem von meinen Brüdern eine Blume geben." So begann es jede Blume zu pflücken. Als das Kind das getan hatte, kam eine alte Frau mit weißem Haar und sah, was das Mädchen getan hatte. Die Alte sagte: "Was hast du getan? Du hast gerade deine Brüder in Rehe verwandelt. Die böse Zauberin hat nämlich diese Blumen verzaubert." Das Mädchen erschrak furchtbarlich, rannte weg und weinte bitterlich.

Verzweifelt lief es in den Wald und begann die Brüder zu suchen. Da tauchte plötzlich die Zauberin auf und rief: "Du wirst deine Brüder niemals finden!", und nahm das ängstliche Mädchen mit auf ihr Schloss. Das Kind musste 25 Tage für die böse Zauberin arbeiten. Als die Zauberin nach dem fünfundzwanzigsten Tag endlich eingeschlafen war, suchte das arme Mädchen im Schloss nach den 25 Rehen. Nach einiger Zeit fand das Kind endlich ihre Brüder. Nachdem es alle umarmt hatte, fragte das Mädchen nach einem Gegenmittel. Die Brüder sagten: "Das Gegenmittel ist, dass du jedem von uns einen Stern von der Kammer der Zauberin gibst."

Sofort stürmte das Mädchen los und suchte die Sterne. Nach einer Weile fand es sie endlich. Doch es war nicht so einfach, weil dort eine Falle mit Pfeilen war. Das Kind entkam der Falle und holte genau so viele Sterne, wie es brauchte. Als das Mädchen wieder bei seinen Brüdern war, gab es jedem von ihnen einen Stern. Sofort verwandelten sie sich wieder in Menschen zurück. Die Kinder rannten aus dem Schloss zurück in ihre Hütte. Da tauchte die Zauberin wieder auf!

Doch zusammen mit ihrer Liebe füreinander konnten sie die Zauberin besiegen.

Die Kinder aber mussten in der Hütte bleiben, weil sie sich nicht ins Schloss trauten. Plötzlich stand ein hübscher Prinz vor ihnen. Sofort verliebten sich das Mädchen und der Prinz ineinander. Deshalb nahm der Prinz die Prinzessin mit ihren Brüdern mit auf sein Schloss. Die beiden feierten eine prächtige Hochzeit.

So lebten sie glücklich bis ans Ende ihrer Tage.

25 Stunden bis zu meinem neuen Familienleben

Mein Name ist Julianne und bin 12 Jahre alt. Ich lebe in Kukushafen, einem ganz kleinen Ort. Meine Familie versteht sich nicht gerade prächtig. Mein Vater ist vor einem halben Jahr ausgezogen und jetzt lebe ich allein mit meiner Mutter und meiner kleinen Schwester.

Vor einer Woche sagte meine Mutter plötzlich: „ Meine lieben Töchter, ich möchte euch etwas mitteilen. Da gibt es einen Mann, der mir sehr gut gefällt und der mir sehr wichtig geworden ist. Nun möchte er euch gerne kennenlernen.“ Erstaunt sahen meine Schwester und ich uns gegenseitig an. Damit hatten wir nicht gerechnet. Wir schwiegen. „Er kommt nächste Woche vorbei zum Abendessen,“ meinte sie.

Nun ist es also soweit. Es ist fünf Uhr. Morgen wird Mamas neuer Freund zu uns auf Besuch kommen. 25 Stunden, 25 Stunden bis zu meiner neuen Familie. Dann werden wir wieder zu viert am Tisch sitzen. Was werde ich sagen ?, überlegte ich. Wie wird meine Schwester reagieren ? Was wird meine Mama erzählen, damit wir nicht nur schweigend unser Abendessen verspeisen ? Damit es nicht peinlich wird ? Und wie wird er sein ? Werde ich mich mit ihm verstehen? Werde ich ihn alles fragen können ?

Die Stunden vergingen, eine nach der anderen. In der Nacht wälzte ich mich hin und her. Wieder eine Stunde weniger. Tagsüber kreisten meine Gedanken nur ums Abendessen. Wieder eine Stunde weniger. Und so ging es den ganzen Tag dahin, bis es schließlich sechs Uhr wurde. Plötzlich läutete die Türklingel.

Ich ging und machte die Türe auf. Draußen stand mein Vater mit einem Blumenstrauß in der Hand. Ich hüpfte zu ihm und umarmte ihn. So eine tolle Überraschung !

25 Schweine und ein Wolf

Es lebten einst nicht unweit unserer Landesgrenzen, im Schwarzwälder Wald, 25 Schweine und ein Wolf. Die Schweine jedoch waren keine gewöhnlichen Schweine . Es waren wolfsfressende Schweine. Diese hatten bereits den nördlichen Teil und den mittleren Teil des Schwarzwaldes erobert und die dort lebenden Wölfe gefressen. Bis auf einen Wolf namens Wolfgang Wolf. Wolfgang's Familie, seine Frau Waltraud und dessen gemeinsame Tochter Wilma , konnte sich noch gerade rechtzeitig über die Grenze in den südlichen Teil des Schwarzwaldes retten. Die gefräßigen, hasserfüllten Schweine konnten diesen Teil des Waldes nicht erobern, weil er von den drei Hütern des Waldes beschützt wurde. Die drei Hüter waren ein Bär, ein Hirsch und ein Fuchs. Wolfgang Wolf kam aber leider zu spät und die drei Hüter ließen kein Tier mehr über die Grenze in den sicheren Teil des Waldes. Wolfgang hatte keine Ahnung was er nun tun sollte. Wie sollte er es über die Grenze schaffen? Noch dazu plagte ihn eine unermessliche Angst. Nicht umsonst nannte man ihn auch „Wolfgang, der Ängstliche, Ahnungslose “ . Traurig machte er sich auf den Weg zurück in sein Versteck. Dieses lag nicht weit weg von der Grenze. Zu Hause angekommen schrieb Wolfgang Wolf seiner Frau Waltraud und seiner Tochter Wilma einen Brief. Er schrieb:

Meine liebe Frau Helene liebe Susanne !

Es tut mir sehr leid, dass ich es nicht mehr rechtzeitig zu euch geschafft habe. Die Hüter lassen mich nicht mehr über die Grenze zu euch. Aber ich lasse mir das nicht gefallen, irgendwie werde ich schon eine Lösung finden, damit ich so schnell wie möglich wieder bei euch sein kann. Ich werde diese widerlichen Kreaturen schon irgendwie austricksen, sie einfangen, damit wir alle wieder in Frieden im ganzen Schwarzwald leben

können. Bitte macht euch nicht all zu große Sorgen. Wünscht mir Glück und einen guten Plan. Euer Papa Wolfgang Wolf überlegte und überlegte, bis ihm schließlich eine Lösung für das Problem einfiel. Gleich am nächsten Morgen machte er sich auf den Weg zu der großen Lichtung. Hinter der Lichtung war das Versteck der gemeinen und hinterlistigen Schweine. Leise schlich sich Wolfgang Wolf in Richtung Schweine, ein starker grausamer Geruch lag in seiner Nase, alle Schweine waren noch in dem Versteck, suhlten sich genüsslich im Schlamm und kraulten sich ihre dicken fetten Bäuche.

Ganz schnell lief Wolfgang Wolf zurück zur Lichtung und begann mit seinen Tatzen ein riesiges Loch zu paddeln. Aufgeschreckt vom ungewöhnlichen Lärm kroch ein Maulwurf aus seinem Bau und fragte neugierig, was Herr Wolf denn da vor hat. Wolfgang Wolf erklärte dem kleinen Maulwurf seinen Plan. Der kleine Maulwurf war begeistert und half sofort mit. Als das Loch groß genug war, bedeckte er die Falle noch mit Ästen und Gras und Moos. Der Wolf bedankte sich bei dem Maulwurf und machte sich auf den Weg zu den gefräßigen Schweinen. Auf den Weg dort hin packte ihn entsetzliche Angst, sein Gebiss begann zu klappern und so konnten ihn die Schweine schon von Weitem hören. Mit lautem Grunzen jagten alle 25 Schweine den armen Wolf. Der lief so schnell er nur konnte in Richtung Falle. Mit einem Satz sprang er über die Falle, die Schweine jedoch fielen alle samt hinein und konnten nicht mehr heraus. Wolfgang Wolf wusste, was zu tun war. Geschwind rannte er zu seinem Kumpel Ferdinand dem Hund, der lebte bei einem Bauer der den besten Speck im ganzen Schwarzwald machte. Ferdinand lockte den Bauern zu den Schweinen, der war entzückt bei dem Anblick der fetten, ausgefressenen Schweine. Der Bauer machte aus jedem einzelnen Schwein, also aus 25 Schweinen, 250 Kilogramm Speck. Von diesem Tag an war es im Schwarzwald wieder ruhig und alle Tiere konnten sich sorglos im ganzen Wald bewegen. Wolfgang Wolf war von nun an das mutigste Tier im ganzen Wald und wurde von den Hütern als viertes Mitglied aufgenommen. Von nun an nannte man ihn „Wolfgang, der Mutige“, und wenn er nicht gestorben ist, dann lebt er noch heute.

25 magische Tage

Emma war 11 Jahre alt, sie war ein bisschen großspurig, egoistisch und ein wenig eingebildet. Es kam selten vor, dass sie gutmütig und nett war. Ihre Eltern hatten es schon aufgegeben, sie freundlich zu stimmen. Emma hatte einen kleinen Bruder, den sie sehr gern hatte, angenehmer war sie trotzdem nicht. Heute war sie ausnahmsweise entsprechend nett, denn Jakob, so hieß ihr kleiner Bruder, feierte seinen 5. Geburtstag. Der Tag verlief gut und ohne merkwürdige Zwischenfälle, doch in der Nacht passierte etwas Seltsames! Emma wachte auf, denn sie hatte ein leises Geräusch gehört! Da, schon wieder hörte sie es, ein leises Flattern...

Plötzlich wurde ihr die Decke weggezogen, Emma schrie auf, hörte aber augenblicklich auf als sie sah, was vor ihrer Nase herumtanzte! Eine kleine Fee, starre sie mit großen Augen an. „Du bist also Emma!“ stellte die Fee mit leiser, zittriger Stimme fest. „Eh, ja. Die bin ich. Was willst du von mir?“ stammelte Emma. Auf einmal wirkte die Fee verlegen: „Ich will dir helfen, freundlich zu werden!“ Da wurde Emma sauer: „Also wirklich! Du kommst hier reingeplatzt, ziehst mir die Decke weg, spielst dich auf wie der König persönlich und willst mir helfen freundlich zu werden! Das geht nicht! Komm morgen wieder, am besten wenn es hell ist!“ Doch die Fee ignorierte sie einfach. „Heute warst du auch schon ziemlich nett. Na ja, für den Anfang auf jeden Fall!“ erklärte sie, mit einem Tonfall denn Emma gar nicht mochte: „Ich werde dir helfen, dass es dabei bleibt.“

Schnell überlegte Emma was sie erwidern konnte, doch da zückte die kleine Fee ihren Zauberstab und flüsterte ein paar komisch klingende Worte. Plötzlich fühlte Emma sich so leicht, dass sie Angst bekam gleich abzuheben. „Was hast du mit mir gemacht?“ fragte sie ängstlich. „Ich habe dich nett gemacht!“ erwiderte die kleine Fee: „Ich bin übrigens Amina! Nett dich kennenzulernen!“ „Nett DICH kennenzulernen.“ Sagte Emma freundlich. „Moment, mal“, dachte Emma: „Das war ja gar nicht das, was ich sagen wollte!“ „Ich fühle mich so leicht, warum ist das so?“ fragte sie forschend, aber in einem sanften und interessierten Tonfall. „Du wirst jetzt 25 Tage gutmütig sein! Inzwischen musst du überlegen, ob du von dir aus freundlich bist oder lieber verzaubert bleibst! Ich werde dich genau beobachten und dich in diesen 25 Tagen strengstens auf die Probe stellen. Denn wenn du etwas Nettes sagst, nur im falschen Tonfall, hören die anderen es so, als ob du es im netten Tonfall sagst! Cool, oder? Nur ich höre dich so, wie du wirklich redest!“

Emma stöhnte laut auf. „Weißt du, dass ich ziemlich müde bin? Nett sein ist nämlich sehr anstrengend! Und außerdem weiß ich nicht, was meine Eltern dazu sagen. Also hau jetzt ab, du bist wahrscheinlich eh nur ein Traum, einer von der verrückten Sorte wie es scheint.“ „Ok, ok. Ich verschwinde ja schon, aber denk daran, ich werde dich immer genauestens im Auge behalten“ sagte Amina amüsiert und flog leise flatternd aus dem Fenster.

„Endlich Ruhe!“ dachte Emma, zwang sich trotzdem noch mal aufzustehen und das Fenster zu zumachen, denn sie wollte ja nicht noch einen nächtlichen Besuch bekommen!

Als Emma am nächsten Morgen aufwachte, dachte sie, sie hätte das alles nur geträumt und trotzdem fühlte sie sich ganz leicht, so als ob sie jeden Moment abheben könnte! Als sie ins Bad ging, traf sie ihren Vater, der sich gerade fertig gewaschen hatte. „Guten Morgen, mein liebes Töchterlein!“ sang Emmas Vater ihr entgegen. Normalerweise ärgerte sie das abgrundtief, doch heute machte ihr das gar nichts aus. Sie sang zurück: „Guten Morgen, liebes Papilein!“, was ihr Vater erstaunt zur Kenntnis nahm! Auch in der Schule war sie hilfsbereit, denn sie half ihrer Schulkollegin Lisa ein schweres Paket zu tragen, was sie sonst sicher nicht getan hätte.

Der Tag verlief gut, Emma war zu jedem freundlich. Am Abend sackte Emma glücklich und erschöpft ins Bett, sie fragte sich wie sie das 25 Tage lang aushalten sollte. Doch da schlief sie schon ein!

Nach den restlichen 24 Tagen war Emma wie ausgewechselt, sie hatte sich zu einem freundlichen, hilfsbereiten und netten Menschen verwandelt. Meistens brauchte sie den Zauber fast gar nicht mehr. „Heute Nacht kommt Amina wieder!“: freute sie sich. Und tatsächlich tauchte die zierliche Fee in dieser Nacht wieder auf.

„Hallo, Emma. Ich bin gekommen um dich vom Zauber zu befreien!“ weckte Amina sie diesmal zärtlicher:

„Außer du willst verzaubert bleiben!“ „Nein, nein. Ich wäre gern wieder normal!“ versicherte Emma ihr: „Aber ich habe viel dazugelernt!“ Wieder flüsterte die Fee sehr komische Worte und Emma fühlte sich wieder normal und trotzdem leichter als vorher! „Wirst du mich manchmal besuchen?“ fragte Emma. „Vielleicht“, antwortete die Fee geheimnisvoll: „Es gibt nämlich auch noch andere Kinder die mich brauchen!“ Bevor Emma noch etwas sagen konnte, flatterte Amina schon aus dem Fenster!

Mit einem Lächeln im Gesicht schließt Emma ein, an diese 25 magische Tage wird sich Emma immer erinnern.

Luzia Hafner
Ingeborg Bachmann Gymnasium

Der 25. Wunsch

In einem kleinen Dorf am Land lebte der zwölfjährige Kevin in bescheidenen Verhältnissen mit seiner Mutter und seinen drei Schwestern in einer Holzhütte. Er war trotzdem glücklich und sehr beliebt im Dorf und hatte viele Freunde, mit denen er fast täglich spielte. Eines Tages übersah er beim Spielen im Wald die Zeit. Als er aus dem dunklen Wald schnell nach Hause eilen wollte, bemerkte er ein komisch grün schimmerndes Licht. Er kniff die Augen zusammen und erkannte eine zierliche Gestalt. Obwohl er ein wenig ängstlich war, näherte er sich vorsichtig dem Wesen. Als er ganz nahe war, sprach die Gestalt mit leiser Stimme zu ihm: „Hallo, mein Name ist Armina und ich bin eine Fee. Wenn du das Rätsel, das ich dir jetzt stellen werde, lösen kannst, erfülle ich dir 25 Wünsche.“ Zögernd und noch ein wenig ängstlich willigte er ein. „Was geht am Anfang auf vier Beinen, später auf zwei Beinen und zum Schluss auf drei Beinen?“ Kevin grübelte lange und antwortete dann: „Ein Mensch.“ Entzückt klatschte Armina in die Hände: „Du bist der Erste, der mein Rätsel gelöst hat. Der Mensch krabbelt als Baby auf allen Vieren, geht später auf zwei Beinen und geht zum Schluss mit einen Stock also mit drei Beinen. Nun erfülle ich dir die versprochenen Wünsche, wähle mit Bedacht.“ „Alle auf einmal?“, fragte Kevin. „Nein, aber jeden Tag um 12 Uhr musst du einen von den 25 Wünschen aussprechen und den Ring, den ich dir jetzt gebe, einmal um den Ringfinger drehen.“ Sie gab ihm einen goldenen Ring mit einem blauen Stein und verschwand mit einem leisen Knall. Kevin wusste nicht, ob er geträumt hatte, aber er hielt den Ring der Fee fest in seiner Hand. Er eilte schnell nach Hause und wollte am nächsten Tag gleich seinen ersten Wunsch ausprobieren. Tags darauf, kurz vor 12 Uhr, erzählte er seiner Familie seine Erlebnisse. Ungläublich sahen ihn alle an. Um Punkt 12 Uhr drehte er am Ring und sprach: „Ich wünsche mir ein Fahrrad“, und schon stand eines vor der Tür. Nun glaubte ihm seine Familie seine Geschichte. Die Mutter ließ alle Kinder der Familie schwören, dies keinem anderen Menschen zu erzählen. So wünschte er sich täglich etwas Neues. Immer größer und teurer wurden Kevins Wünsche, die ihm alle erfüllt wurden. Doch je mehr Kevin besaß, desto mehr begann er sich auch zu verändern. Seinen Freunden gegenüber, die sich über ihn und seinen plötzlichen Reichtum wunderten, benahm er sich immer mehr herablassend und rechthaberisch. Und so wollte schließlich keiner, bis auf einen Freund, mehr mit ihm spielen oder überhaupt Kontakt haben. „Pah, mir doch egal“, dachte Kevin, „ich hab genug Geld, ich brauche niemanden.“ Aber als auch noch sein letzter verbliebender Freund ihn nicht mehr sehen wollte, spürte Kevin ein seltsames Gefühl der Einsamkeit und Traurigkeit. „All das Geld und die schönen Dinge bedeuten mir nichts, wenn ich keine Freunde mehr habe“, klagte er. Er begann nachzudenken, wie viel sinnlose Dinge er sich schon gewünscht hatte. „24, ja es waren 24“, murmelte er vor sich hin. „Das heißt, mir bleibt noch ein Wunsch übrig“, freute er sich. „Ich wünsche mir, dass alles so wird wie früher, bevor ich mir all die Dinge gewünscht habe“, sprach er um 12 Uhr und drehte wieder den Ring. Plötzlich waren alle Dinge verschwunden und er stand wieder im einfachen Holzhaus und zur Überraschung seiner Familie freute er sich darüber. Er entschuldigte sich bei seinen Freunden, die ihm verziehen und er war nach langer Zeit wieder richtig glücklich. Als er eines Abends vom Spielen nach Hause kam, entdeckte er das Fahrrad, das er sich als erstes gewünscht hatte und sah nahe dem Wald ein grünes Licht schimmern. Er lächelte still und war rundherum glücklich.

Am Anfang wusste ich nicht so recht, was ich mit diesem Thema anfangen sollte.
Bald darauf aber war mir klar, dass mir jede Menge dazu einfallen würde.
Chamäleonartig und clownhaft wie meine Phantasie ist, sollte das kein Problem für
mich darstellen.
Doch wie hatte ich mich da getäuscht!
Es wollte mir einfach nichts Vernünftiges in den Sinn kommen.
Fast wollte ich schon das Handtuch werfen.
Gerade als ich mein Handtuch zusammenknüllen wollte, um es ganz weit weg zu
werfen, kam mir die ERLEUCHTUNG!
Hatte ich denn nicht schon immer vorgehabt, die 25 Dinge auf zu schreiben, wie ich
meine Mutter auf die Palme bringen kann?
Ich schritt sofort zur Tat und schnappte mir, nachdem ich das Handtuch wieder auf
seinen alten Platz gelegt hatte, einen Bleistift.
Jedoch war der Bleistift vollkommen stumpf.
Kurz entschlossen schnappte ich mir den Bleistift meiner kleinen Schwester.
Leider wollte sie ihn mir nicht freiwillig geben.
Manchmal muss man für die Kunst eben Haare lassen.
Noch dazu wo ich doch endlich meinen Text aufschreiben wollte.
Oder hätte ich mich von meiner kleinen Schwester aufhalten lassen sollen?
Pah, ich doch nicht!
Qualvoll brüllte die kleine Nervensäge, als ich ihr ein paar Härchen auszupfte.
Richtig leid hätte sie mir getan, wenn ich nicht so Großes vorgehabt hätte.
Statt noch mehr Zeit zu verlieren, ging ich ans Werk.
Tausend Ideen schwirrten wie UFOs durch meinen Kopf.
Unfassbar, was da alles dabei war!
Vielleicht sollte ich mal unser Alphabet durchforsten, ob da was Brauchbares zu
finden wäre.
Wäre doch sicher nicht schlecht.
Xenia und Xaver wären allerdings die einzigen Worte, die mir zum Thema „X“
einfallen würden.
Ypsilon wäre auch ganz schwierig.
Zum Schluss fiel mir ein, dass unser Alphabet allerdings 26 Buchstaben hatte.
Zum Aus-der-Haut-fahren!

Mara Pagitz
Ingeborg Bachmann Gymnasium

Meine glorreiche Heldentat (oder 25 Dinge, die ich eindeutig nicht bin, naja, eigentlich sind es doch nur sieben)

Bevor ich euch von meiner glorreichen Heldentat erzählen werde, möchte ich zuerst einiges klarstellen. 25 Dinge klarstellen, die ich EINDEUTIG nicht bin. Und bevor ich das mache, möchte ich mich noch vorstellen: Ich bin Rachel Valdez, Tochter der Athene.

1. Ich bin keine Verrückte, nur weil ich einmal eine ganze Schule abgefackelt habe. Hört mal, ich bin eine Halbgöttin und, naja, Halbgötter riechen für Monster so wie eine richtig gute Pizza mit einem kalten Coca Cola, und deswegen musste ich mich wehren. Und wenn ihr denkt: „Hallo, aber dafür muss man doch nicht gleich eine ganze Schule abfackeln!“, liegt ihr sowas von falsch. Ich habe sogar schon einmal bei den widerlichsten Menschen gelebt, und trotzdem haben sie mich innerhalb weniger Tage wieder gefunden. Also: Wenn ihr auch ein Halbgott seid, dann wisst ihr, dass das sicher mein letzter Ausweg war, denn sogar ich finde, das Abfackeln eines Schulgebäudes ist nicht unbedingt die beste Nachmittagsaktivität.

2. Ich bin auch nicht gewalttätig, nur weil ich ein eigenes Messer besitze, ganz genau ist es eigentlich ein Dolch. Und ich brauche ihn – wenn ihr euch jetzt denkt, warum ich einen Dolch zum Garkenschneiden benötige, dann liegt ihr jetzt leider echt daneben. Ich brauche meinen Dolch, um mich zu wehren und die ganzen Monster umzubringen, verstanden? Ich bin also nicht gewalttätig oder terrorverdächtig!

3. Mein Messer ist nicht nur für zwei Dinge reserviert: für Monster und Personen, die meine Sachen angreifen. Also wirklich, so blutrünstig bin ich wirklich nicht! Mein Messer ist für drei Sachen reserviert: Erstens, für Monster, zweitens, für Leute, die ich schon einmal gewarnt habe und die trotzdem noch einmal meine Sachen angreifen, und drittens, für... naja... drittens, für noch mehr Monster, und das sind doch wirklich nicht die gleichen Begründungen!

4. Ich bin keine Schokoholikerin, nur weil ich immer und überall Schokolade dabei habe und immer und überall Schokolade esse, aber ich meine, jeder isst doch liebend gerne Schokolade, oder? Und wenn man – rein theoretisch natürlich, ich mache sowas nicht – drei Tafeln Schokolade (Größe XXXL) pro Woche isst und immer und überall Schokolade isst und versucht auch immer so viel wie möglich Schokolade zu bekommen, ist man doch nicht gleich Schokoholikerin! Außerdem esse ich keine drei Tafeln, nein, also wirklich, so etwas würde ich doch nie machen. Ich esse höchstens 2 7/8 Tafeln – und das zählt wirklich nicht zur Schokoholikerbranche!

5. Ich bin keine Modehasserin... ja, okay, ich lege nicht so viel Wert auf mein Äußeres, aber Modehasserin bin ich wirklich nicht. Ich ziehe mich zwar nicht sonderlich oft um oder wasche mich, wenn ich auf einem Einsatz bin oder an etwas arbeite, aber es ist trotzdem immer schön, wenn man frische Kleidung anzieht und sich die Haare kämmt. Ich habe sogar eine Freundin, die eine Tochter der Aphrodite ist und auch keine sonderliche Modeliebhaberin ist, aber trotzdem sehr hübsch ist. Sie hat mir sogar einmal ein Sommerkleid geliehen, als mich mein Freund Leo zum Sommerball in Manhattan eingeladen hatte und da musste man ein Kleid tragen und so habe ich mir ein schlichtes Kleid von Hazel ausgeliehen. Leo meinte, dass ich die schönste von allen wäre, aber ich sagte nur: „Ach, halt die Klappe!“, und zog ihn weiter zur Tanzfläche.

6. Ich bin nicht von Architektur besessen, nur weil ich circa 50 Bücher über Architektur besitze (davon sind einige ziemlich teuer gewesen und viele Unikate) und den Olymp nach dem Titanenkrieg neu design habe, heißt das nicht, dass ich süchtig nach Architektur bin. Ich finde es einfach nur toll, okay?

7. Und zu guter Letzt, ich bin auch nicht von Büchern besessen. Viele sagen das, weil ich immer und überall ein Buch bei mir habe. Ich hatte sogar ein Buch bei meinen Einsatz, bei dem ich diese glorreiche Heldentat begangen habe, und ich habe es einer Hydra auf den Kopf geschleudert. Die Hydra war so verwirrt, dass ich flüchten konnte. Also, was haben wir daraus gelernt: Es ist immer besser ein Buch mitzuhaben, denn man weiß ja nicht, für was man es brauchen könnte.

So, und nachdem das jetzt alles geklärt wäre und es doch nur sieben Dinge geworden sind, die ich nicht bin, möchte ich euch jetzt von meiner Heldentat erzählen.... Ups, das Papier ist schon voll, naja, jedenfalls habe ich jetzt die schlimmsten Irrtümer über mich klargestellt und, naja, vielleicht seht ihr mich jetzt mit anderen Augen. Grüße aus Long Island und lasst euch nicht von Monstern umbringen!

Mögen die Götter mit euch sein! *Rachel Valdez*

Kategorie II

In dieser Kategorie werden die Schülerinnen und Schüler der 7. bis 9. Schulstufe (13-15 Jährige) bewertet.

Jurorinnen und Juroren:

Mag. Andreas Hudelist • Uschi Loigge • Stefanie Sargnagel
Ingrid Schnitzer • Sabine Tscharre



Andreas Hudelist studierte Deutsche Philologie sowie Medien- und Kommunikationswissenschaften in Klagenfurt und Belgrad. Er ist Lehrbeauftragter an der Universität Klagenfurt und Mitarbeiter bei www.literaturkritik.de. Seine Arbeitsschwerpunkte umfassen Ästhetik, Medienbildung und kulturwissenschaftliche Gedächtnisforschung.



Uschi Loigge, geboren 1960, seit 1978 bei der Kleinen Zeitung, zunächst in der Jugendredaktion, dann Redaktion Wochenendjournale, dann Kulturredaktion. Eine Leseratte, die gerne ins Theater geht. Freut sich auf den Abend, da endlich einmal keine Terminkollisionen die Teilnahme verhindern.



Sabine Tscharre, Jahrgang 1970, seit fast 20 Jahren im Team der Kärntner Buchhandlung



Stefanie Sargnagel
schreibt humoristische
Texte und zeichnet Cartoons
vor allem im Internet, aber zum
Geld verdienen auch in gedruckten Me-
dien (Bücher, Vice, Süddeutsche, Zeit,...).
Bald gewinnt sie alle Preise.

Ingrid Schnitzer, geb.
26.11. 1950 in Feldkir-
chen, Kindheit und Jugend in
Kärnten. Von 1972 bis 2010 Aufent-
halt in Augsburg, Studium der Fächer
Literaturwissenschaft, Kommunikationswis-
senschaft und Deutsch als Fremdsprache.
Lehrauftrag an der Universität Augs-
burg, freie Journalistin und Auto-
rin. Seit 2010 in Pension und
Rückkehr nach Kärnten.



Bewertungsübersicht Kategorie II

| Punkte | Name | Schule | Klasse |
|----------|---------------------|-----------------------------------|-----------|
| 1. Platz | Laura Steiner | BG/BRG St.Martin | 4a |
| 2. Platz | Antonia Moritz | Alpen Adria Gymnasium Völkermarkt | 4a |
| 3. Platz | Johannes Kapeller | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 4a |
| 9 | Fabian Quantschnig | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 5d |
| 9 | Elodie Ahn | ORG Ursulinen Graz | 5b |
| 9 | Mavie Michelitsch | Peraugymnasium | 4g |
| 8 | Victoria Wagner | Peraugymnasium | 3f |
| 7 | Lisa Bizjak | BG/BRG St.Martin | 4a |
| 7 | Lukas Hohenwarter | Waldorfschule Klagenfurt | 8. Klasse |
| 4 | Catharina Orasch | Lycée Francais de Vienne | 5e3 |
| 4 | Sarah Enzi | BG/BRG St.Martin | 5c |
| 4 | Anna Starhemberg | BG/BRG Mössingerstraße | 4a |
| 3 | Stefanie Strutzmann | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 5c |
| 3 | Rosa Donner | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 4c |
| 2 | Alexandra Kreuzer | Stiftsgymnasium St.Paul | 3b |

1. Platz
Laura Steiner
BG/BRG St. Martin



Mein Name ist Laura Steiner und ich bin 14 Jahre alt. Geboren bin ich in Deutschland, aber mein Wohnort liegt in Villach und ich besuche die bilinguale 4a des BG/BRG St. Martin Villach. Meine Lieblingsfächer sind Zeichnen, Englisch und Deutsch. Neben dem Schreiben, sind meine Hobbys Singen (im Schulchor) und Tanzen. Wenn ich gerade nicht singe oder tanze, lese (größtenteils englische Bücher) oder zeichne (meistens Lehrer, Freundinnen, Buchcharaktere oder Sänger) ich, wobei ich gerne Musik von Twenty øne Piløts, meiner absoluten Lieblingsband, dessen Lieder mich auch beim Schreiben oft begleiten, höre. Eine absolute Lieblingsbuchreihe habe ich nicht, aber einer meiner Favoriten ist „The Infernal Devices“ von Cassandra Clare. Ich bin auf den ersten Blick eher zurückhaltend und schüchtern, doch wenn man mich näher kennenlernt, ziemlich lebhaft und liebenswert (sagen zumindest meine Freundinnen). Meistens habe ich ein Buch oder Papier und Bleistift dabei, um im Fall von langweiligen Situationen die Zeit totzuschlagen. Ich schreibe, weil ich dabei meinen Gedanken freien Lauf lassen und frei und kreativ sein kann, weil ich mich der ewigen Tretmühle des Alltags für wenigstens ein paar Stunden entziehen kann.

Fünfundzwanzig (25)

Seit einer gefühlten Ewigkeit schon starrte ich auf mein verschwommenes Spiegelbild an der kalten weiß gefliesten Wand und wartete. Wartete auf die Menschen, die mein Leben beenden würden. Das Leben, das ich für knapp 14 Jahre geführt hatte, selbst für meines gleichen war das nicht besonders lang. Zitternd holte ich Luft und der beißende Gestank von Desinfektionsmittel und Plastik füllte meine Nase. Meine Besitzerin brauchte ein neues Herz. Mein Herz, denn ich war ihr Klon. Ich hatte keinen richtigen Namen, nur eine Nummer. 25 W, Jahrgang 3902, aufgedruckt auf meinem Hemd, auf meinem Bett, auf meinen Büchern, auf meinem rechten Unterarm, wie ein Etikett. Verbracht hatte ich mein Dasein bis jetzt in mehreren riesigen Hallen, die wir jährlich wechselten, wir Klone meines Jahrganges, ausschließlich Mädchen, denn das W in meinem Namen stand für „weiblich“. Wir waren alle exakt gleich alt, künstlich hergestellt aus einer Stammzelle unserer Besitzerinnen. Wir waren nur Kopien. Willenlose, laufende Organspender. Der Gedanke füllte meinen Magen mit Eis. Am liebsten wollte ich mich übergeben. Es war so unfair. So schrecklich unfair. Wenn man den Informationen glaubte, war meine Besitzerin ungefähr 130 Jahre alt und hatte vor mir schon zahlreiche andere Klone, die ihr Leben für sie lassen mussten, damit sie noch etwas älter werden konnte. Wofür so lange leben? Wofür den Klonen wie mir das Leben nehmen? Jedoch sahen sie es nicht als Mord. Sondern als guten Zweck. Die Erhaltung der Menschheit. Genau genommen waren wir auch Menschen. Die gleiche Spezies. Sie glaubten wir hatten keine Gefühle oder Träume oder Wünsche. Wir waren wie Nutztiere. Eine meiner Nieren hatten sie mir schon genommen, jedes Monat wurde uns Blut abgenommen und jedes halbe Jahr wurden uns die Haare abgeschnitten. Die Haare wurden, so hatten wir es in der Schule gelernt, zu Perücken für unsere Besitzerinnen verarbeitet. Als ich jünger war, hatte ich noch bitterlich um meine feinen, schwarzen Haare geweint, doch später war mir das egal, denn es zählte nur noch zu überleben, nicht „abgeholt“ zu werden. Doch heute war es passiert. Wie jeden Tag hatte mich der ohrenzerreißende Ton einer Sirene unsanft aus meinem schwarzen,

traumlosen Schlaf geweckt. Es gab exakt 1000 Betten in Halle 14. Ich belegte Nummer 25. 24 neben mir hatte mit riesigen, angstfüllten Augen schräg an mir vorbei gestarrt. Als ich auch meinen Kopf gedreht hatte, sah ich sie auch. Abholer, mit ihren grausam ausdruckslosen und gnadenlosen Blicken. So wie ich mir immer die Bösewichte in meinem Buch vorgestellt hatte, kalt, grausam und herzlos. Man sah sie nicht jeden Tag, aber dennoch oft genug, um zu wissen, was sie bedeuteten. Wen sie mitnahmen, kam nicht mehr zurück. Letztes Jahr wurde 32, meine beste Freundin „abgeholt“. Der Gedanke an ihren Verlust zerschmetterte mein Herz wie ein Stein eine Glasscheibe. Wir waren unzertrennlich gewesen. Fast wie Schwestern. Früher hatten wir zusammen von einem richtigen, schönen Leben geträumt, uns ausgemalt, wie es außerhalb der weißen Mauern der Hallen aussehen könnte. Alle, auch ich hatten zugesehen, wie die Abholer sie packten, ohne Mitleid. 32 hatte geschrien. Seit dem sah ich sie immer wieder vor mir, ihr verzweifeltes Gesicht und ihre strohblonden, lockigen Haare, nass von den Tränen. Am liebsten wollte ich den Menschen für jede dieser Tränen einmal die Augen auskratzen. Ich hatte zu ihr rennen wollen, doch 24 hatte mich zurückgehalten. Obwohl sie mich nur vorm Versagen gerettet hatte, hasste ich sie seitdem. Außerdem hasste ich die Menschen. Seit 32 bin ich keine Freundschaften mehr eingegangen, denn die Angst vor noch einem Verlust war viel größer als die vor der Einsamkeit. Ich drückte meinen Rücken fester in die Kante der Lehne der steinernen Wartebank, bis der Schmerz mich wieder klar denken ließ. Denken. Denken wurde von uns nie gefordert, nur gesund sein, überleben, keine Fragen stellen, gehorchen. Ich hatte nicht viel besessen, nur mein Wörterbuch und mein Geschichtenbuch. Ich liebte es zu lesen, genau wie 32 es geliebt hatte. Geschichten von Abenteuern, Freiheit, und Liebe, alles Sachen, die wir uns höchstens hätten erträumen können. Ein Wörterbuch hatte jeder und das Geschichtenbuch hatte ich vor vier Jahren von meinen hart verdienten Marken beim Flohmarkt gekauft. Die Marken konnte man sich mit ausgezeichneten Erfolgen in körperlichen Übungen oder durch exzellenten Gehorsam verdienen. Der Einband des Buches war blau, wie der Himmel, den ich nie zu Gesicht bekam. Das Buch war mein einziger Zufluchtsort gewesen. Bevor die Abholer mich mit ihren starren, grauen Händen ergreifen konnten, hatte ich das Geschichtenbuch unter meinem Kissen herausgezogen und mich daran festgeklammert und es an mein Herz gedrückt, wie damals als mir 32 genommen wurde. Der einzige Gegenstand der mir wirklich etwas bedeutete. Die Finger der Abholer hatten sich schmerhaft in meine Arme gebohrt und aus dem Augenwinkel hatte ich eine weinende 24 und die anderen zahllosen Gesichter gesehen. Schadenfrohe, mitleidige und erleichterte. Erleichtert, dass sie es nicht waren, die „abgeholt“ wurden. Jetzt starrte ich auf meinen rechten Unterarm, auf dem mein Name aufgedruckt war. 25, die schwarze Tinte stach sichtlich heraus auf meiner blassen Haut, die noch nie Sonne gesehen hatte. Heiße Tränen brannten hinter meinen Augen. Tränen der Wut, Verzweiflung und Eifersucht. Stechende Eifersucht für die, die leben durften. Doch ich schwor mir, keine einzige Träne zu vergießen, nicht für diese herzlosen Monster. Mein Blick schweifte zu dem Buch in meinen schmalen Händen, so ein gewohnter Anblick und trotzdem so fremd. Plötzlich wurde ich unglaublich wütend. Ich schlug das unschuldige Buch auf den weißen, blank polierten Boden. Es hatte keinen Sinn mehr, mich daran fest zu halten. Wofür denn auch? Dann fing ich an, auf es einzutreten, ich stellte mir vor, es sei ein Mensch und ich ließ meinen ganzen Hass an ihm aus. Und meinen Frust. Ich blickte auf, als die Tür mit leisem Quietschen geöffnet wurde. Eiskalte Angst breitete sich in meinen Adern aus. Drei maskierte Figuren kamen mit lautlosem, zielsicherem Schritt näher. Immer näher, kein Entkommen. Ich ballte meine Hände zu Fäusten, dass man nicht sah wie sehr sie zitterten. Mein Herz schien immer schneller und härter zu schlagen, als ob es aus meinem Brustkorb springen und weglaufen wollte. Doch wohin? Ich war eingesperrt, schon mein ganzes, kurzes, elendes Leben lang. Zwei packten mich und ich versuchte verzweifelt mich zu wehren. Ich schlug und trat, doch die Menschen zeigten keine Rührung. Langsam fing ich an zu zweifeln. Was brachte es sich jetzt noch, sich zu wehren? Sehr viel länger hätte ich ohnehin nicht überlebt. Ich warf einen letzten, sehnsgütigen Blick auf das zerstörte Buch, einst mein ganzer Stolz und versuchte die Erinnerungen, die ich mit ihm verband ein letztes Mal in mich aufzusaugen. Abenteuer, Freiheit, Liebe, 32. Ich wollte gerade ein allerletztes Mal ausholen, um einem von ihnen irgendetwas zu brechen, egal was, für diese ganze Ungerechtigkeit, für 32. Doch ich kam nicht dazu. Der schrille, hohe Ton einer Sirene, ungleich der, die uns jeden Tag aus den Betten riss, durchschnitt die sonst herrschende Stille. Alle Lichter erloschen und es wurde dunkel. Die Menschen, die mich festhielten, zögerten, wahrscheinlich die einzige Emotion die sie jemals mir gegenüber gezeigt hatten. Es konnte nicht mehr als eine Sekunde gewesen sein, doch ich nutzte es und entriss mich ihren starren Fingern. Ich lief. Lief um mein Leben, schneller, als ich je gelaufen war. Während ich den schmalen, schwarzen Korridor hinunter sprintete, ertönte immer wieder eine abgehackte Stimme, die von allen Seiten auf mich einzudringen schien. „Black-out. Black-out.“ Ich lief weiter, immer weiter. Bis ich zu einer Weggabelung kam und mir plötzlich zwei

blaue Augen, wie 32 sie gehabt hatte, durch die Dunkelheit verblüfft anstarren. Sie gehörten zu einem blassen Gesicht mit glatten, hellen Haaren, er war eindeutig ein Klon, männlich, was die Nummer auf seinem Arm verriet, die man sogar im Dunkeln erkennen konnte. 25 M. 25, ich hatte noch nie eine andere 25 getroffen und hatte auch nie darüber nachgedacht. „Wo willst du hin?“ Ich hatte die Frage gestellt, bevor ich mir auf die Zunge beißen konnte. Es war ja offensichtlich. „Weg. Raus von hier.“, war die knappe Antwort. Aus den Augenwinkel nahm ich war, wie es um uns herum langsam heller wurde. Ich grinste ihn an, „Ich auch.“ Doch wir beide wussten zu genau, dass wir keine Zeit zu verlieren hatten, die Dunkelheit schien immer schneller zu verschwinden. Brennende Panik und Verzweiflung drückte meine Brust zusammen und presste den Atem aus meinen Lungen. Ich durfte nicht versagen. Nein, ich würde es schaffen, es ihnen zeigen. Wir rannten zusammen den Korridor hinunter, bis zu dessen Ende, wo eine halb offene Tür grelles Licht in die schwindende Dunkelheit spuckte. Sonnenlicht. Ich dachte daran, wie 32 und ich uns immer Geschichten mit schnulzigen Happy Ends ausgedacht hatten. Ich würde es für sie schaffen, zu leben, frei zu sein. 25 M riss die Tür auf und wir liefen in die Freiheit und immer weiter, weg, immer schneller. Mein Herz schien mit jedem Schritt um eine Tonne leichter zu werden.

Abenteuer, Freiheit, Liebe.

Die Vielzahl von unterschiedlichen Einreichungen zum Thema FÜNFUNDZWANZIG ist beeindruckend. Die Texte bearbeiten sowohl aktuelle als auch historische Ereignisse und zeigen, dass Sprache als Handwerk den Verfasserinnen und Verfassern nicht fremd ist. Man liest von Dystopien, menschlichen Klonen, Freundschaftsbriefe zur Zeit des Zweiten Weltkrieges, empathischen Perspektivenwechsel der Erzählerfigur und Fluchtgeschichten. Die Einsendungen zeugen von einer intensiven literarischen Auseinandersetzung mit der Welt wie sie uns umgibt.

Andreas Hudelist

2. Platz
Antonia Moritz
Alpen Adria Gymnasium Völkermarkt



Ich heiße Antonia Moritz, bin 14 Jahre alt und besuche das Alpen-Adria Gymnasium in Völkermarkt. Die meiste Zeit verbringe ich mit zeichnen, lesen (meine Lieblingsbücher sind alle von John Green) und Serien schauen, wie zum Beispiel „Dance Academy“, wobei letzteres mehr eine Leidenschaft als ein Hobby ist. Warum ich schreibe, weiß ich selbst nicht genau. Es macht mir weder in irgendeiner Weise großen Spaß, noch ist es für mich spannend oder aufregend, ich tu es einfach und es gibt mir das Gefühl, etwas wirklich gut zu können.

25 Dinge, die ich an dir hasse

Ich hasse dich. Ich hasse dich, ich hasse mich, ich hasse uns. Ich hasse dich, sie, mich, uns, deine Mutter, deine neue Frisur und deine hässlich roten Schuhe. Deine Mutter hasse ich sogar am allermeisten, nein falsch, am allermeisten hasse ich dich.

Ich hasse sogar so viel an dir, dass ich fünfundzwanzig Dinge gefunden habe, die ich an dir hasse und selbst überrascht bin, wie sehr ich dich verabscheue und mir wünsche, dass du merkst, dass ich dich nicht leiden kann.

Zuallererst hasse ich dein Lachen. Ich hasse es, wenn du über mich lachst, mit mir lachst, wegen mir lachst, weil dein Lachen zu schön ist, ich es nicht ertrage, wenn du glücklich bist und ich alles, einfach alles an dir hassen muss. Ich hasse deinen guten Sinn für Humor und deine Stimme, weil ich es hasse, wenn du redest, weil du es ständig tust und auch, wenn du singst, weil auch das zu wundervoll für meine Ohren klingt und ich es hasse, wenn ich gezwungen bin, dir zuzuhören.

Ich hasse deine Art mich anzusehen, deine Art zu tanzen und zu gehen, ich hasse es, wenn du zu viel nachdenkst, weil du verdammt gut dabei aussiehst, während du in den Himmel blickst und deine Antworten in den Sternen suchst, sie aber nicht findest, weil Sterne auch nur

selbstleuchtende Gaskugeln sind, die irgendwann verglühen.

Ich hasse deine Augen, in denen ich das Universum sehe und mich immer und immer wieder in ihnen verliere und ich es hasse, verloren zu sein.

Wie gesagt hasse ich deine Haare und wie sie dir in die Stirn fallen, wie du sie dir aus deinem Gesicht streichst und dir so unantastbar dabei vorkommst und ich hasse, dass es auch wirklich so ist.

Am meisten hasse ich die Weltkarte an deiner Wand, mit den Orten gekennzeichnet an denen ich mit dir war und könnte schreien, wenn ich wieder an ihnen bin, weil ich es hasse, dass ich so viel Zeit mit dir verbracht habe. Ich hasse jede einzelne wertvolle Sekunde mit dir, die ich hätte anders verbrauchen können.

Ich hasse dich, weil du mich hasst.
Weil du immer du warst und ich immer ich. Ich hasse uns, weil wir uns fanden, ohne nacheinander zu suchen und uns trotzdem verloren haben, ohne dass wir es wollten.
Ich hasse mich, weil ich es hasse, dich zu hassen und es nur tue, weil hassen manchmal so viel leichter fällt.

Und sollte ich eines Tages jemals aufhören, diese fünfundzwanzig Dinge an dir zu hassen, dann würde ich sterben und gleichzeitig aufhören ich selbst zu sein, weil ich all das nur an dir hasse, weil es mich ganz und gar an dir verfallen lässt.

Denn eigentlich liebe ich das.

Es ist erfreulich, dass jeder Teilnehmer innerhalb der literarischen Möglichkeiten seinen eigenen Stil und Ton zu finden versucht hat, was mir noch wichtiger erscheint als die Inhalte der Texte. In diesen spiegelt sich die Unterschiedlichkeit der persönlichen Situationen, aber auch der Druck seitens der Außenwelt: ein aufschlussreicher Querschnitt durch die existentielle Situation unserer Jugend.

Trotz der Fragwürdigkeit jeder Bewertung halte ich den Junior Bachmann Literaturbewerb für eine fruchtbare Initiative und einen Ansporn für eigenständiges Schauen, Verarbeiten und Formulieren. Auch in dem Fall ist der Weg bereits ein lohnendes Ziel.

Engelbert Obernosterer

3. Platz
Johannes Kapeller
Ingeborg Bachmann Gymnasium



Ich heiße Johannes Kapeller, bin 14 Jahre alt und gehe in die 4. Klasse im Ingeborg Bachmann Gymnasium. Zusammen mit meinen Eltern, meinem kleinen Bruder und meiner kleinen Schwester wohne ich in Klagenfurt. In meiner Freizeit spiele ich Tennis und bin seit 2 Jahren bei der Wasserrettung im Strandbad. Am liebsten schreibe ich Berichte, da ich mich sehr für Journalismus interessiere. Auch später bei einer Zeitung zu arbeiten, kann ich mir gut vorstellen. Bei diesem Text war es mir wichtig, über ein wahres Ereignis zu schreiben und so entstand durch Zufall diese Arbeit.

25

Vor kurzem habe ich nach einer Idee für diesen Aufsatz gesucht. Dazu gab ich einfach auf Google „25“ ein. Das erste Suchergebnis war: Jägerbataillon 25 - Lendorf Kaserne in Klagenfurt. Das Thema interessierte mich und ich begann zu recherchieren. Nach einigen wenigen Klicks fand ich heraus, dass diese Kaserne vom 19. November 1943 bis zum 8. Mai 1945 ein Außenlager des KZ Mauthausen war. Die Gebäude, die dort immer noch stehen, wurden von Gefangenen erbaut. Die KZ-Häftlinge errichteten Baracken für Pferde und SS Junker, Luftschutzstollen, einen Löschwasserteich und das Schwimmbad. Sie wurden auch eingesetzt um Reparaturarbeiten am Klagenfurter Bahnhof durchzuführen. Erst spät wurde in Erfahrung gebracht, dass es ein solches Außenlager überhaupt gab. Selbst bei der Festschrift zum 50. Geburtstag des Jägerbataillon 25, das dort ansässig ist, im Jahre 2006, wird nur erwähnt, dass der Spatenstich 1938 erfolgte. Erst 2007 wurde der Vergangenheit dieses KZ Außenlagers, das mittlerweile als Khevenhüller Kaserne bekannt ist, durch eine Gedenktafel in der Kaserne gedacht.

Ich habe viele Jahre Fußball gespielt. Unter anderem beim HSV, dem Heeressportverein der Lendorfer Kaserne. Das Training und die Matches fanden direkt am Fußballplatz der Kaserne statt. Jetzt wo ich darüber nachdenke, fühlt es sich komisch an, dort gespielt zu haben. Dort wo Häftlinge jahrelang Ziegel schleppten. Dort wo Menschen nur, weil sie Juden, Sinti, Roma oder homosexuell waren, gestorben sind.

Ich bin mir sicher, dass keiner, vielleicht nicht einmal der Trainer wusste, was auf dem Rasen, auf dem wir Siege und Niederlagen feierten, auf dem wir uns immer voll ins Zeug legten, einmal war. Welche Ungerechtigkeit dort verübt wurde. Oder vielleicht wusste es der Trainer doch, nur wollte er uns, sich, nicht damit belasten. Vielleicht wusste man immer, dass dieses Außenlager existierte, doch man wollte nicht daran denken. Möglicherweise wusste es auch die Kärntner Landesregierung als sie 1954 dieses Schreiben verfasste:

„.... wird nach eingehenden Erhebungen berichtet, dass in Klagenfurt ein Aussenlager des ehemaligen KZ-Lagers Mauthausen nie bestanden hat.“

Doch von etwas gehe ich schon aus. Als 2006 die Festschrift verfasst wurde, wusste man, dass das Außenlager bestanden hat. Aber vielleicht wollte man es ja nicht wahr haben. Oder man wollte diese Wahrheit den angehenden Soldaten, die dort zu „Kämpfern“ des sehr angesehenen Jägerbataillon 25 ausgebildet werden, einfach nicht zumuten. Doch ist es nicht besonders wichtig, dass genau diese wissen, worum es steht und was war, damit so etwas nie wieder passiert?

Fünfundzwanzig

Ich laufe mit meinem Hund Bernhard den langen Weg entlang. Bis jetzt sind es neun Kilometer. Zuhause wartet schon der Bürgermeister auf uns. „Servus, Berger“, kommt es wie aus der Pistole geschossen und voller Ärger aus dem Mund des Gemeindeoberhauptes. „Servus“, sage ich, und es klingt eher nach Desinteresse. „Mit der Arbeit nehmen Sie es nicht so genau, seit sieben Tagen sind Sie nicht zum Dienst erschienen. Ich dachte schon, es ist ihnen etwas zugestoßen, Berger.“ Ich mache ihn darauf aufmerksam, dass ich gerade nicht im Dienst, sondern auf meinem wohlverdienten Urlaub sei und deshalb noch weitere sieben Tage nicht zur Arbeit im Polizeibüro der wunderschönen Marktgemeinde Grafenstein erscheinen werde. Ihn scheint es aber nicht zu interessieren: „Berger, wir haben einen neuen Auftrag für Sie, den Sie so nicht erwartet hätten.“ Ich denke schon an einen Dreifachmord oder an das Dichtmachen einer Drogenplantage, aber nein, weit gefehlt. ICH, der Hauptkommissar, der schönsten Gemeinde Österreichs, soll bei einem jämmerlichen Spiel der Eishockeymannschaft, des TSV Grafenstein, Wache halten. Bis jetzt war ja ohne mich auch nie etwas passiert. Das erkläre ich natürlich dem Herrn Bürgermeister jetzt mit etwas lauterer Stimme: „Wieso ich, der Hauptkommissar? Kann denn das nicht der Herr Gruber, der gerade neu aus Klagenfurt in die Dienststelle Grafenstein überwiesen wurde, machen?“ „Nein Herr Berger, Herr Gruber hat gerade Urlaub und ist mit der Familie in Bad Waltersdorf.“ Ich weise den Herrn Bürgermeister darauf hin, dass ich mich auch gerade im Urlaub befindet, aber es ist ihm egal. Er antwortet nur noch: „Wenn Sie wollen, bezahle ich Ihnen gerne eine Leberkäsemmel. Wiederschauen, Berger.“ Und so plötzlich wie er gekommen ist, ist er auch wieder weg, unser Herr Bürgermeister. Wahnsinnig kann er einen machen. Aber egal.

Am Sonntagabend gegen achtzehn Uhr stehe ich, wer hätte es anders erwartet, am Eisplatz. Von den meisten Gemeindebürgern fehlte jede Spur. Es läuft ja das Fußballspiel FC Barcelona gegen Real Madrid in ORF 2, das ja wohl wirklich spannender ist, als ein Eishockeyspiel der Kärntner Unterliga. Neun jämmerlich aussehende Einheimische stehen hinter der Wand zum Eisplatz und trinken Bier, darunter auch unser Herr Bürgermeister. Die Grafensteiner Mannschaft spielt gegen St. Martin, ein kleines Nest auf der Landkarte Oberkärntens. Die Partie ist äußerst langweilig, weshalb sich der kleine Grafensteiner Fanclub mit immer mehr Bier zuschüttet und sich so nicht mehr auf die Partie konzentriert.

Ein Spieler der St. Martiner Mannschaft wird von einem Grafensteiner so hart gefault, dass dieser mit dem Schläger ausholt und auf die arme Grafensteiner Fünfundzwanzig solange einschlägt, bis diese bewusstlos zu Boden fällt. Ein sichtlich angeheiterter Mann aus dem Fanclub nimmt eine Bierflasche, zieht sie dem Spieler der Gegenmannschaft mehrmals über den Kopf und flucht dabei leise: „Muss dieser Idiot genau unseren besten Spieler attackieren. Hätte es nicht die Achtzehn treffen können, die ist eh korrupt bis zum Geht nicht mehr“. Die beiden eigenartigen Schiedsrichter, die das Spiel miserabel geleitet haben, stehen da und versuchen das Geschehen mit ein paar lustigen Gesten, die mich ein bisschen an Clowns erinnern, zu beruhigen. „Berger, was stehen Sie da so rum, machen Sie etwas!“, nehmen meine Hörorgane auf und es kommt aus der Richtung, in der die so zahlreich erschienenen Zuseher stehen. Der Bürgermeister springt wütend auf und ab und fuchtelt mit seinen Armen wild herum. Ich springe über die Plastikbande auf die Eisfläche und schaffe es, das Geschehen mit einem Schuss in die gegnerische Torlatte, zu beruhigen. „Berger, wieso zielen sie nicht gleich auf die St. Martiner, die haben es verdient.“, schreit unser Bürgermeister mit voller Inbrunst in das Feld. Ich ignoriere seine Wünsche und rufe die Rettung an. 144. Es dauert eine Weile bis eine piepsige Stimme abnimmt und aus dem Nokia Diensttelefon zwitschert: „Rettungszentrale Österreich, Grüß Gott.“ „Berger, mein Name. Können sie bald, wenn es ihr straffer Dienstplan aushalte, einmal am Grafensteiner Sportplatz vorbeischauen. Wir haben einen bewusstlosen Eishockeyspieler.“ „Ja, in ein paar Minuten sind wir da“, singt die Vogelstimme in mein Ohr, „Auf Wiederhören“. Ich lege auf. Die Rettung kommt, wie es mir gesagt worden ist, nach kurzer Zeit und die Grafensteiner Fünfundzwanzig wird in den Rettungswagen verladen. Der verletzte Gegenspieler, der in seinem Kopf ein paar gelblich-braune Glasscherben stecken hat, setzt sich auf den Beifahrerplatz. Eigentlich schade um die Flasche, hätte man ja noch 9 Cent dafür bekommen können. Der Rettungswagen fährt hohltourig davon. Statt mir hätte der Bürgermeister ja gleich einen Rettungswagen auf den Sportplatz stellen können.

Als vom Rettungswagen nur noch blaues Blinken zu sehen ist brechen die zwei Schiedsrichter das Spiel ab, und spazieren zusammen mit dem Fanclub nachhause. Auch ich gehe natürlich sofort, da ich das Ende des Fußballspiels im ORF 2 nicht versäumen will.

Elodie Ahn
5BO ORG Ursulinen Graz

25 Stunden

Bunte Lichter funkeln mit den Sternen um die Wette.
Nacht für Nacht dasselbe Spiel.
Rote Lichter tanzen auf breiten Straßen.
Keinen Walzer, keinen Tango,
Ihre eigene Choreographie.

Leuchtende Wörter schweben in der Luft.
Ein ganzes Buch über der Stadt.
Unter ihm gehen seine Leser.
Eilen rasch von Wort zu Wort,
aber bilden keinen Satz.

Unter all den schnellen Füßen ruht kühler Asphalt,
einem dunklen Teppich gleich.
Schläft fest wie die Kinder in ihren Zimmern.
Doch ob er auch träumt wie sie,
das weiß selbst Mutti nicht.

Uns allen ist bekannt, wie viele Stunden ein Tag hat.
24 sagt schon jedes Kind.
Doch manchmal in der Nacht,
wenn der Asphalt zu träumen beginnt,
Fremde miteinander Sätze bilden
und Lichter einen Walzer tanzen,
dann ist es eine Stunde mehr.

Die ausgewählten Texte beeindrucken durch den kompetenten Umgang mit Sprache, ermöglichen Einblicke in den Alltag der Jugendlichen, erzählen von ihren Sorgen, Ängsten und Hoffnungen. Mit viel Kreativität und Fantasie werden Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beleuchtet und im Schreibprozess gekonnt mit dem gestellten Thema verknüpft.

Ingrid Schnitzer

Ich heiße Alicia Rua und ja... bevor du fragst, mein Dad ist der stinkreiche Millionär Alfred Rua. Sein Verdienst war es, dass ich die beste Schule ganz Österreichs besuchen konnte. Dort war ich sehr beliebt, was auch irgendwie auf meinen Vater zurückzuführen war. Alle Mädchen eiferten mir nach und kopierten sowohl meine Klamotten auch mein Benehmen. Ich war nun mal ein Trendsetter. Doch dann startete ich einen fragwürdigen Trend. Es war ein normaler Tag und meine Clique und ich hielten uns im Gang auf, als Bailey vorbei kam. Bailey war das, was die Jugend einen Nerd nennt.

Sie trug ihre Haare in zwei asymmetrischen Knödln und auf ihrer Nase saß eine große Brille. Ich ging auf sie zu und <KLATSCH> schlug ich ihr, die Bücher, die sie hielt, aus den Händen. Bailey sah mich zwar erstaunt an, sagte aber nichts. So wie die Mädchen in meiner Klasse nun mal waren, fingen sie auch damit an Bailey zu ärgern. Es fing mit ignorieren an, ging über gemeine Sprüche bis zu Beschimpfungen und endete damit, dass sie eines Tages samt ihrer Schultasche in der Mülltonne landete. Lukas und Oskar hatten Bailey hineingeworfen. Wie hat die ganze Klasse gelacht. Ich war zufrieden mit mir. Doch als ich später durch den Park schlenderte, kam Bailey auf mich zu. Sie hatte immer noch eine Bananenschale im Haar. „Warum tust du das? Was habe ich dir denn jemals getan“, fauchte sie mich an. Mir gefällt es überhaupt nicht wenn Leute mich anfauchen und so begannen wir uns anzuschreien. Schließlich meinte sie, ich würde es keine 25 Stunden in ihrem Leben aushalten und ich behauptete, dass nichts leichter als das wäre.

Plötzlich fühlte ich mich komisch und mir wurde schwarz vor den Augen. Als ich diese wieder öffnete war ich Bailey Tomlinson! Und Bailey steckte in meinem Körper! Was zu Hölle war passiert? Darauf weiß ich bis heute keine Antwort. Wir konnten schließlich nur hoffen, dass dieser Alptraum nicht länger als 25 Stunden anhielt und ich beschloss Bailey zu beweisen, wie ich sehr wohl diese Zeit in ihrem Leben aushalten konnte. Ich schnappte ihre Schultasche und stampfte wütend weg. Ich konnte so ja nicht heim. Es stellte sich heraus, dass ich den Bus verpasst hatte. Die Folge war zweistündiges Warten an der Bushaltestelle. Diese Stunden wurden zu den demütigsten meines Lebens, da Lukas und Oskar auch dort warteten und anfingen mich zu verspotten. Ich beneidete die echte Bailey, die in meinem Körper auf den Weg zu unserer Villa war. Wahrscheinlich hatte sie der Chauffeur abgeholt. Als mein Bus kam, sprang ich so schnell ich konnte hinein. Eine halbe Stunde später, stand ich vor der Haustür mit der Aufschrift „Tomlinson“. Ich öffnete diese und befand mich mitten drinnen, in Baileys Leben. Ihr Leben bestand hauptsächlich aus dem Geschrei drei kleiner Geschwister, für die ich nun kochen musste, weil Frau Tomlinson bis in die Nacht arbeitete. Nun hatte ich bisher aber noch nie einen Kochlöffel in der Hand. (Wofür hat man eine Haushälterin?) Zum Glück gibt es etwas, was man Lieferservice nennt. Als Charly, Liam und Louis endlich die Pizzen verdrückt hatten, musste ich den drei Nervensägen bei ihren Hausaufgaben helfen. Da wurde mir klar, was für eine Verantwortung Bailey trug. Sie war es, die ihre kleinen Brüder aufzog und sie war selber erst vierzehn. Ich war bereits 5 Stunden in ihrem Leben. Ich schaffte es meine eigenen Hausaufgaben zu erledigen. Es fiel mir schwer, da Louis und Charly mir andauernd Kissen in Gesicht warfen und Liam fast die Hauskatze anzündete. Meine Bewunderung für Bailey wuchs. Ich fand es unglaublich, wie sie dies alles meistern konnte. Wir machten es ihr mit unseren „Späßen“ nicht leichter. Für mich waren es immer noch „Späße“, bis ich einen Blick auf Baileys Handy warf und erschütternd feststellen musste, was ich getan hatte. Auf ihrem Display erschienen Beschimpfungen und sogar Drohungen. Das war kein Spaß mehr. Es war Mobbing, das ich gestartet hatte. Am Abend las ich ihr Tagebuch. Sie schrieb über ihre Selbstzweifel und stellte sich die Frage: „Bin ich wirklich das, was sie über mich sagen?“ Wie konnte es so weit kommen, dass Bailey die Schuld bei sich suchte? Warum zerstörten wir ihr Leben ohne dem kleinsten Schuldgefühl? Ich schlug meine müden Augen auf. Ein Blick auf den Wecker verriet mir einerseits, dass ich seit 19 Stunden in Bailey Körper war und andererseits, dass ich mich beeilen sollte, wenn ich nicht zu spät zu Schule kommen wollte. Ich schläng mein erstes und letztes Frühstück als Bailey hinunter. Der Vormittag war eine Qual. Danke an Lukas und Oskar, die mich in die Mangel nahmen. Es war seltsam alle einmal aus einer anderen Perspektive zu sehen. Ich betrachtete mich selbst auch mit anderen Augen. Was war ich doch für ein Biest! Klimperte mit meinen Wimpern, wenn ein Bub vorbei kam und lästerte über alles, das mir nicht perfekt vorkam. Dabei geht es doch gar nicht darum perfekt zu sein, sondern echt. Als die Schul-

klingel um 12 loschrißt, hatte ich noch 1 Stunde. Ich suchte die richtige Bailey. Sie stand abseits der Gruppe und wir gingen zusammen durch den Park. „Ich weiß warum du es getan hast...“ erzählte sie mir. „Du fühlst dich selber so schwach und einsam. Da musst du andere runter machen, damit man nicht merkt, wie leer es in dir ist.“ Sie hatte es auf den Punkt gebracht. Das war trotzdem keine Entschuldigung. Bailey gestand mir, ihre große Angst vor der Rückkehr in ihr Leben. Ich versicherte ihr, dass es keinen Grund mehr gab, weil ich sie verteidigen würde. Aber sie konnte mir nicht glauben. Da wurde mir schlecht vor Augen und um 13 Uhr war Bailey wieder Bailey und ich hatte mein altes Leben zurück. Plötzlich wurde Bailey zurückgerissen. Oskar und die Jungs bildeten einen Kreis um sie, doch ich hatte dazugelernt, zögerte keine Sekunde, warf mich zwischen die Buben und brüllte ihnen meine Meinung ins Gesicht. Ich hatte mich verändert, weil ich gesehen hatte, wie ich fast ein Leben zerstörte.

Viktoria Wagner
Peraugymnasium

Ein (fast) normaler Tag

Es war ein Tag wie jeder andere. Die dreizehnjährige Lisa erklärte in der Freistunde ihrer Freundin Monika den Mathematikstoff, da diese Probleme damit hatte und sich ihre Eltern keine Nachhilfe leisten konnten. Zur gleichen Zeit gab Peter seinem Freund Paul ein Stück seines Pausenbrotes, da der keines mithatte. Wenige Kilometer weiter half ein junger Mann einer alten Frau, die nur noch schwer gehen konnte, über eine vielbefahrene Straße.

Am anderen Ende der Welt, auf den Philippinen, drückte die sechsjährige Mayari einen Teddybären, den sie aus einem Hilfspaket, das ein Kind aus Deutschland geschickt hatte, glücklich an sich.

Trotz des vollgeplanten Tagesablaufes des Papstes nahm sich dieser auch an diesem Tag Zeit, um für Kinder in armen Verhältnissen zu beten.

Kurz darauf beschloss der russische Premierminister, das russische Schulsystem zu verbessern, um den armen Menschen in seinem Land zu helfen.

In Deutschland sammelte eine Schulklassie Müll aus einem Wald, um die Natur zu schützen.

Ein Bettler strahlte einen Mann, der ihm etwas Geld gegeben hatte, dankbar an.

Die zwanzigjährige Eva überraschte ihre Freundin Elena mit einem Blumenstrauß.

In dem Augenblick stand Lukas mit vielen Einkäufen, die er seiner Oma bringen wollte, an der Supermarktkasse.

Theresa half ihrer Mama beim Geschirr abtrocknen.

Herr Mascher brachte einen verletzten Vogel, den er auf der Straße gefunden hatte, zum Tierarzt.

In einem Gymnasium halfen Sandra und Paul dem Schulwart Herrn Maier, Laub zu rechen.

Nahe einer Großstadt bekamen Flüchtlingskinder in einer Hilfsorganisation ein Mittagsessen.

Familie Grün lud ihren alleinstehenden Nachbar zum Abendessen ein.

Ein Clown munterte zu der Zeit in einem Krankenhaus schwerkranke Kinder auf. David spendete einem Tierheim sein Taschengeld.

Die fünfzehnjährige Julia backte ihrer Mama zum Geburtstag deren Lieblingskuchen.

Die dreijährige Isabel, die sich das Knie aufgeschlagen hatte, wurde von ihrer Oma getröstet.

Annalisa und Clara fütterten eine abgemagerte Katze.

Gemeinsam gossen die in Italien lebenden Mädchen Chiara und Alessia die Blumen ihrer verreisten Nachbarn.

Ein Lehrer beschloss, an diesem Tag nicht zu prüfen, da die Kinder viel um die Ohren hatten.

Eine Frau namens Katrin brachte gefundenes Geld zum Fundbüro.

Der zwölfjährige Pole Damian brachte einem kranken Freund die Unterrichtsmaterialien.

Sonja erzählte abends ihrem Sohn Nicolas eine Gutenachtgeschichte.

Der Tag neigte sich dem Ende zu und fünfundzwanzig gute Taten waren vollbracht.

fünfundzwanzig - unbeschreiblich

Ich spürte die warme Sitzheizung unter mir und sah die dunkle Stadt vor meinen Augen vorbeiziehen. Das neue Auto ist echt toll, welches Papa gekauft hatte, sogar mit Panoramadach. Doch dann blieb das Auto stehen. Wir waren angekommen. Bei unseren „tollen“ Freunden Silvester feiern. Ich stieg aus. Sofort wurde es wieder kalt um meine zittrigen Beine. Meine Mutter, mein Vater und ich gingen in das modernste Haus der Stadt. Sofort hörte ich die quietschende Stimme ‚Hallo, ach es ist so schön, dass ihr kommen konntet.‘ Ich verdrehte die Augen und zog meine Sneakers aus. Vorsichtig stellte ich die Schuhe unter die teure Lederbank. Wenn ich die Schuhe auf den Boden stellen würde, würde dieser dreckig werden. Wenn ich sie auf den von der Familie geerbten Teppich stellen würde, wäre dies mein letzter Tag auf diesem verrückten Planeten. Ich entschied mich also für den Boden. Mit nackten Zehen ging ich den langen Flur entlang. Es waren viele millionenteure Skulpturen auf vielen hohen Mamorsäulen aufgestellt und extrem alte Bilder hingen an den Wänden. Es waren 25 Skulpturen und 25 Bilder. Das konnte ich mit meinen tollen Mathematikkünsten erahnen. Am Ende des Flurs war die Tür geöffnet und ich sah meine Eltern mit ‚unseren Freunden‘ lachend in der vor teuren Möbelstücken untergehenden Küche. Ich setzte mich vorsichtig auf einen der Glasstühle in der Hoffnung, er würde nicht zerbrechen. Der Sohn sah mich mit einem komischen Blick an. Ich wunderte mich gar nicht wieso, da es höchstwahrscheinlich wirklich sehr komisch aussah, sich mit geschlossenen Augen und zerknirschem Gesicht hinzusetzen. Um mich von dem blöden Blick, der auf mir haftete, abzuwenden, fragte ich seine Mutter ‚Was gibt es heute zum Essen?‘ Sie antwortete mit ‚Raclette! Sieht man doch.‘ Ich sah auf den Tisch und ich wollte mir vor lauter Dummheit meinen Kopf auf die Tischplatte schlagen. Hätte ich mir doch denken können. Was außer Raclette hätte es denn zu Silvester geben sollen? Der kleine Grill fing an zu brutzeln. Ich sah wie kleine Fleischstücke daraufgelegt wurden. Widerlich dachte ich mir. Tiere, die getötet werden, damit irgendwer kein Gemüse Essen muss. Ich griff nach dem Gemüse und legte es auf den Grill. Da Unglück mein zweiter Vorname ist, verbrannte ich mich. Mit den Zähnen knirschend, zog ich meinen Finger zurück. Der Sohn namens Charlie fragte mich ‚Auch ein Stück Fleisch?‘ Ohne nachzudenken antwortete ich ‚Nein, bin eine überzeugte Vegetarierin.‘ mit einem Ton als wäre ich die größte Zicke überhaupt. Währenddessen wir alle aßen, spähte ich zu Charlie. Kantiges Kinn, braune Augen, braune Haaren, wunderschöne Ohren und Zähne. Keine Ahnung, wieso alle meine Freundinnen auf ihn standen. Als ich nach meinem Glas greifen wollte und natürlich nicht hinsah, fiel es um und genau auf sein weißes, kurzärmliges Hemd. Ich sprang von meinem Stuhl auf und stellte das Glas wieder auf, damit nicht noch mehr Wasser auf ihn tröpfelte. Nun entdeckte ich den großen Fleck auf seinem T-Shirt. Man hatte nun gute Sicht auf seinem harttrainierten Six-Pack. Schnell schaute ich weg, da Charlie meine glotzenden Augen bemerkt hatte. ‚Warum grinst der so blöd?‘ dachte ich mir. Er murmelte auf mich ein, dass es nicht so schlimm wäre und er sich ein neues T-Shirt anziehen würde. In Scham untergehend setzte ich mich wieder und kaute auf meinem Brokkoli weiter. Nach dem Essen räumte ich alleine das Geschirr zuerst in die Küche und dann weiter in die Spülmaschine. Ich wollte den Eindruck nicht weiter erwecken, so blond und blöd zu sein, wie meine Haarfarbe dies verraten könnte. Nachdem ich mit dem restlichen Abwasch auch fertig war, fragte Charlie mich, ob ich wir zusammen Karten spielen möchten. Ich hatte ‚Ja‘ gesagt, da ich nichts anderes zu tun hatte und mir ziemlich langweilig war. Als er sich auf die Kuhledercouch setzte, nahm ich mir auch einen Polster und legte diesen auf die Couch neben ihm. Ich setzte mich in der Hoffnung darauf um nicht mit der Haut des toten Tieres in Berührung zu kommen. Er fragte mich ‚Kennst du „Hosen runter“?‘ Ich schaute ihn mit weit aufgerissenen Augen und Mund an. Er lachte und sagte ‚Das Kartenspiel.‘ Von meiner eigenen Dummheit wieder einmal erstaunt, antworte ich ‚Achso, ja! Ehmm klar!‘ Charlie teilte die Karten aus. Ich betrachtete meine nachdenklich, als ich bemerkte, er musterte nicht seine Karten sondern mich! ‚OMG!‘ dachte ich mir, doch dann atmete ich tief durch und schlug mir den Gedanken aus dem Kopf. ‚Mir verdreht er ganz sicher nicht den Kopf. Mir nicht!‘ Lässig nahm ich eine Karte aus der Mitte und legte mit dieser zugleich alle meine Karten auf den Tisch. ‚Hose runter‘ sagte ich ohne nach zu denken. Eigentlich könnte ich mein Hirn in die Tonne treten. Wieder grinste er so blöd. Dann wurde sein Blick ernst. Wir musterten uns beide gegenseitig und sahen uns tief in die Augen. Gerade als er etwas sagen wollte, schrie meine Mutter ‚Der Countdown!‘

Alles passierte nun blitzschnell. Ich holte meine Schuhe und ging auf die riesige Terrasse. Die ‚Erwachsenen‘ stellten sich in einem Kreis auf und schrien mit der laut aufgedrehten Radiostimme ‚fünfundzwanzig‘ - Ich sah Charlie an. ‚vierundzwanzig‘ - Er sah mich an. ‚dreiundzwanzig‘ - Ich schaute schnell weg. ‚zweiundzwanzig‘ - Ich konnte nicht anders und sah wieder in seine großen braunen Kulleraugen. ‚einundzwanzig‘ - Ich spürte, dass mein Finger leicht seine Hand berührte. ‚zwanzig‘ - Er nahm meine rechte Hand ganz leicht und legte sie in seine. ‚neunzehn‘ - Ich nahm seine linke Hand. ‚achtzehn‘ - Wir hielten Hände und sahen uns tief in die Augen. ‚siebzehn‘ - Keiner sagte etwas. ‚sechszehn‘ - Er kam mir ein bisschen näher. ‚fünfzehn‘ - Ich kam ihn ein bisschen näher. ‚vierzehn‘ - Unsere Körper berührten sich. ‚dreizehn‘ - Ich spürte mein Herz auf seiner Brust fast explodieren. ‚zwölf‘ - Ich spürte sein Herz fast explodieren. ‚elf‘ - Diese Magie, die zwischen uns herrschte... ‚zehn‘ - ..., die in unseren Augen herrschte... ‚neun‘ ..., die in unseren Herzen herrschte. ‚acht‘ - Keiner regte sich. ‚sieben‘ - Er lächelte mich glücklich an. ‚sechs‘ - Ich lächelte ihn noch glücklicher an. ‚fünf‘ - Seine Nasenspitze berührte meine. ‚vier‘ - Unser Herzschlag war kurz vorm aussetzen. ‚drei‘ - Unsere Hände hielten sich fester. ‚zwei‘ - Seine Lippen berührten meine. ‚eins‘ - Wir küssten uns. ‚null‘ - Liebe ist ...unbeschreiblich... „Ein frohes neues Jahr“

Lukas Hohenwarter
Waldorfschule Klagenfurt

Die Geschichte der „25“

Amir, ein 18jähriger Student, lebte bis zum Ausbruch des Krieges mit seinen Eltern und vier jüngeren Geschwistern in einem kleinen Ort in der Nähe von Aleppo. Sein Vater hatte ein kleines Lebensmittelgeschäft und der Familie mangelte es an nichts. Doch plötzlich brach der Krieg aus und auf einmal wurde alles anders. Der einst so ruhige Ort wurde fast vollständig dem Erdboden gleich gemacht. Von einem Tag auf den anderen besaßen sie nichts mehr. Überall gab es Tote und Verletzte und die Familie lebte in ständiger Angst um ihr Leben. Um wenigstens ihren ältesten Sohn in Sicherheit zu wissen, kratzten sie ihre letzten Habseligkeiten zusammen, um ihm eine Überfahrt in eine bessere Welt zu ermöglichen. Für alle reichte das wenige Geld leider nicht und so war man froh, dass wenigstens einer von der Familie aus dem Kriegsgebiet fliehen konnte. Amir musste also die weite Reise ins Ungewisse alleine antreten.

Ein Freund des Vaters war behilflich, Kontakt zu einer Schlepperbande aufzunehmen, die Menschen aus dem Kriegsgebiet mit Schlauchbooten über das Mittelmeer nach Europa brachten. Dafür musste Amirs Vater sein verbliebenes Geld hergeben.

Die Abschiedsnacht im Kreise seiner Familie war schrecklich traurig für Amir. Er konnte nicht schlafen. 1000 Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Wie würde das Leben ohne seine Familie in einem völlig fremden Land wohl sein? Würde er neue Freunde finden? Würde seine Familie auch nachkommen können?

Am nächsten Morgen hieß es Abschied nehmen. Es war wohl der traurigste Tag in seinem Leben. In einem Vorort von Aleppo traf er - wie verabredet - einen Mann, der ihn mit 24 anderen Menschen, zwölf Männer, acht Frauen und vier Kinder in die Türkei bringen sollte. Es sollte ein langer Fußmarsch werden. Amir und die anderen Personen glaubten dies jedoch nicht, und so fragten sie nach. Sie bekamen keine Antwort und so gingen die sie einfach weiter. Endlich kamen sie nach einer halben Ewigkeit an. Sie wurden in die Boote hineingewängt, aber wie er fragen wollte, was mit ihnen jetzt passieren würde, ging es schon los. Sie fuhren auf das Meer raus. Er saß zwischen einer Frau und einem Kind. Die Fahrt verlief zunächst friedlich. Bald schon wurde die See immer unruhiger bis ein Mann das Gleichgewicht verlor und ins Meer fiel. Seine Frau schrie, dass dieser nicht schwimmen könne und als Amir dies hörte, zögerte er nicht lange und sprang in das eiskalte Wasser. Der junge Mann sah ihn und tauchte zu ihm rüber. Der andere Mann war schwerer, als es sich Amir vorgestellt hatte. Trotzdem packte er ihn an der Schulter und zog ihn mit aller Mühe und letzter Kraft an die Wasseroberfläche. Als er das Boot ein paar Meter von ihm entfernt sah, zog er den Mann dorthin. Die ersten paar Meter glaubte Amir, dass er nicht so weit mit einer anderen Person schwimmen könne, aber Gott sei Dank reichte die Kraft noch aus. Ein paar starke Männer zogen ihn und den Anderen ins Boot. Die Aktion war so

kräfteraubend, dass er erschöpft einschlief. Er wurde erst wach, als ein Mann mit tiefer Stimme rief, dass er eine Insel sehen könne. Dies war jedoch noch nicht das Ziel. Von dort an ging es noch einige Zeit weiter. Endlich konnten sie Festland sehen, da waren alle glücklich. Amir freute sich, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Von dort an trennten sich seine Wege und die der anderen Personen, mit denen er über das Meer in ein besseres Leben geflohen ist. Sie wurden in ein Auffanglager gebracht, wo sie sich ausruhen durften. Ein paar Tage später reiste er mit einer Gruppe von Personen weiter, welche er nicht kannte, die aber trotzdem zu ihm sehr nett waren. An den verschiedenen Grenzübergängen wurden sie wieder in Zeltlager untergebracht und mussten auf die Weiterreise warten. In dieser Zeit musste er immer wieder an seine Familie und die Menschen im Boot denken. Ob es ihnen wohl gut gehe? Schließlich kam er über die Balkanroute nach Österreich, wo er bis heute in einem Flüchtlingsheim in der Nähe von Graz lebt. In der Stadt wurde er gut aufgenommen. Von da an brauchte sich Amir keine Sorgen mehr um seine Sicherheit machen. Er lebt bis heute noch dort und ist glücklich, dass er dort wo er ist keine Angst mehr um sein Leben haben muss.

Amir hofft nur noch, dass seine Familie ihm nachfolgen kann und sie wieder vereint sind.

Was Amir nicht wissen konnte – schlussendlich haben es alle 25 Menschen, welche die Flucht begonnen hatten, ans Ziel geschafft und leben nun in Sicherheit.

Catharina Orasch
Lycée Français de Vienne

Die fabelhafte Welt der Ayasha

2015. Syrien. Ich las in meinem Lieblingsbuch. Ich war gerade aufgestanden. Die politische Anspannung war gewaltig. Plötzlich ertönte ein lauter Knall. Ich sah aus dem Fenster. Die Leute schrien wie wild und überall standen Soldaten herum, Häuser hatten riesige Löcher. Die Soldaten erschossen zwei Männer, die gefesselt am Boden knieten. Ich verstand das alles nicht. Ich war noch viel zu jung, 10 Jahre alt. Doch ich wusste, dass mein Vater zu den Gegnern gehörte, die, die unser Land beschützen wollten.

An der Tür klopfte es. Es war ein festes, eindringliches Klopfen. Ich traute mich nicht zu öffnen. Ich stand hilflos im Zimmer. Es war ein schrecklicher Moment, ich wusste nicht wohin. Den Gedanken, frei zu sein, gab es nicht. Ich war ein starkes Mädchen, aber in diesem Moment war ich nur noch verzweifelt. Ich hatte Angst, einen Fehler zu machen. Doch dieses Mal wusste ich nicht weiter. Also sah ich aus dem Schlüsselloch meines Zimmers. Der Türrahmen fiel auf den Boden. Sechs grün gekleidete Männer mit schweren Waffen traten in den Vorraum. Meine Mutter und mein Vater redeten hilflos auf die Soldaten ein. Sie standen vor ihnen und rührten sich nicht. Doch in diesem Moment hatte ich so viel Mut, wie noch nie in meinem Leben. Der Gedanke, dass die Soldaten auch auf Kinder schießen könnten, kam mir nicht in den Sinn. Ich hatte furchtbare Angst um meine Eltern. Und da passierte es. Ich riss die Tür auf. Dabei bekam ich ein ganz komisches Gefühl als würde mich jemand beobachten. Ich hatte noch nie so viel Glück. Ich war eigentlich überhaupt nicht abergläubisch, aber ich wurde das Gefühl nicht los, dass mir jemand helfen würde. Ich hatte das Ende meines Lebensfadens noch nicht erreicht. Ein Soldat zielte auf mich und da drückte er ab. Ich sah die Kugel langsam an mir vorbeistreifen und durch mein Zimmer fliegen. Da ertönte noch ein Knall. Ich hatte mit meinem Leben schon abgeschlossen. Doch dieser Wille, am Leben zu bleiben, drängte mich vorwärts. Während rundherum die Menschen wie Fliegen starben, überlebte ich dieses Mal. Das Adrenalin packte mich und ich sprang auf. Doch im nächsten Moment flog alles durch die Luft. Eine Bombe war eingeschlagen, dicht neben uns. Die Vasen, die Porzellanteller, die Töpfe, die Bilder, alles zerbrach während im selben Moment der Verputz von der Decke rieselte. Meine Eltern standen so schnell wie möglich auf. Sie konnten nichts retten. Nur sich selbst und was sie am Leib trugen. Ich rannte so schnell wie möglich mit aus dem Haus, denn die Soldaten waren noch beschäftigt, aufzustehen. Nebenan, beim Haus meiner Freundin, war ein Loch in der Decke. Ich war so erschrocken. Hoffentlich hatte sie es noch rechtzeitig aus dem Haus geschafft.

Wir kletterten durch ein Loch im Zaun und rannten durch die Steppe. Immer weiter und weiter. Unter Tag

waren wir mit langsamem Schritten und vielen Pausen unterwegs. Wir vermieden es, uns Städten zu nähern. Wasser holten wir aus Quellen, die wir unterwegs auf unserer gefährlichen Reise fanden. Wir aßen, was es gab: Beeren, Kräuter, Nüsse oder Obst. Die Sonne prallte auf uns. Ein bisschen Geld hatten wir noch, um uns Tücher zu kaufen und uns so vor der brennenden Sonne zu schützen. Nachts begleiteten uns der Mond und die funkelnden Sterne, an denen wir uns orientierten. Wir gingen die ganze Nacht durch, weil es zu dieser Zeit des Tages viel kühler war. Wir überschritten die Grenze unseres Landes und schafften es gerade noch in die Türkei. Dort saßen wir 3 Monate lang in einem Lager fest und hatten wenig zu essen. Dann begaben wir uns auf den Weg zum Meer. Wir fuhren teilweise mit dem Auto und gingen lange Märsche. 4 Wochen später erreichten wir die Küste. Dort bezahlten wir mit unserem ersparten Geld, dass mein Vater mit Hilfsarbeiten unterwegs verdiente, eine Fahrt mit einem kleinen Schlauchboot nach Griechenland. Sie stopften so viele Leute hinein, es war übervoll mit Menschen. Wir bekamen gerade noch einen Platz. Nach der Hälfte unserer Fahrt begann das Boot auf einmal instabil zu werden. Da passierte es. Es hatte ein Loch und ging langsam unter. Das Boot füllte sich immer mehr mit Wasser. Ich hörte Schreie und sah zwischen den Nebelschwaden etwas Schwarzes. In diesem Moment verlor ich meine Eltern. Ich konnte nicht schwimmen und hörte nichts mehr, ich ging langsam unter. Ich war ganz ruhig, so fühlte es sich also an, wenn man stirbt. Es ist zu Ende und alles um sonst? Ich hatte mich durchgekämpft und alles versucht, um zu überleben. Doch das war anscheinend mein Schicksal. Ich fühlte eine tiefe Traurigkeit und sah mein ganzes Leben vor meinen Augen vorbeiziehen. Dann wurde es schwarz ...

Doch das Schwarze, das ich gesehen hatte, bevor ich unterging, war ein zweites Schlauchboot und auf genau dem wachte ich wieder auf. Wir fuhren noch einen Tag. Dann landeten wir in Griechenland und ich kam in ein Flüchtlingslager für Kinder, die ohne Eltern gekommen waren. Ich traute mich nicht, über meine Eltern zu reden und wünschte, ich wäre an ihrer Stelle gestorben. Doch die Hoffnung, sie je wiederzusehen, bestärkte mich jeden Tag. Insgeheim hoffte ich, dass sie noch irgendwo da draußen sind und ich sie wieder finden werde. Doch ich fand nie eine Spur von ihnen. Nach 5 Monaten lief ich weg vom Lager. Ich durfte sogar bei Touristen in ihrem Auto mit nach Deutschland fahren, wo ich in ein weiteres Heim kam. Ich traute meinen Augen nicht. Dort saßen zwei Leute: eine Frau und ein Mann. Es waren meine Eltern! Sie waren hier und hatten es geschafft. Hier in Deutschland begann ich ein neues Leben. Ich absolvierte, mehrere Jahre später, eine Ausbildung zur Lehrerin. Doch ich wusste, dass es mein Überlebenswillen war, dem ich das zu verdanken hatte. Ich war zwar fern meiner alten Heimat und meinem alten Zuhause, aber nah bei meiner Familie und meinem neuen Leben...

Liebe Greta,

Lange ist es her, dass ich mir Stift und Papier zur Hand nahm und einen Brief an dich verfasste, den ich auch wirklich abschicken konnte. Dabei ist das Wort „lange“ noch maßlos untertrieben, immerhin waren es ganze 25 Jahre, in denen ich nichts von mir hören ließ. Wahrscheinlich hast du dich in dieser langen Zeit oft gefragt, ob ich dich einfach vergessen hatte, ob ich unsere Freundschaft vergessen hatte und ob ich dir nie wieder schreiben würde. Nun, da ich hier an meinem alten Mahagoni- Schreibtisch sitze und diese Zeilen an dich verfasse, muss ich oft an unsere gemeinsame Zeit an der Cote d'Azur in Frankreich zurückdenken. Zu dieser Zeit war alles noch in Ordnung, keine Spur von einem Krieg diesen Ausmaßes war zu erahnen. Wir waren damals so unbeschwert und frei, konnten unsere Kindheit einfach genießen. „Glücklich“ konnte man es nennen, ein Wort das bis vor ein paar Monaten nicht einmal die Priester in den Mund nehmen konnten. Damals waren wir noch Kinder, kleine unschuldige Kinder die nicht ahnten, was die nächsten Jahre für sie bereithielten, doch heute schreibe ich dir als Frau zurück. Als Frau die in den ganzen langen Jahren viel durchmachen musste, aber wer musste dass nicht? Du sollst nun endlich den Grund erfahren, warum ich dir nie geschrieben habe, wobei ich dies nicht so nennen kann, da ich dir natürlich geschrieben habe. Immer wenn es mir die Zeit erlaubte, verfasste ich Texte an dich. Doch ich sendete sie nie ab, konnte sie nie adressieren, geschweige denn sie mit einer Postmarke versehen. Wir trennten uns im Krieg. Nun ist der Krieg vorbei und mir wurde nun endlich, nach all der Zeit, die Möglichkeit gegeben, dir alles zu erklären.

Alles fing am 1. September 1939 an. Ich wusch gerade meine Lieblingsbluse, die aus reinster Seide bestand und mit kleinen Blümchen bestickt war, mit der Hand aus, da ich mir beim Frühstück meinen Kakao darüber gekippt hatte. Plötzlich läutete unser Telefon. Meine Mutter stand auf und ging mit dem ganzen Gerät in einen anderen Raum, um in Ruhe telefonieren zu können. Ich weiß, diese Angewohnheit von ihr ist ziemlich seltsam, da man jedes Mal meinen könnte, sie würde etwas vor uns anderen verheimlichen, doch so war Mutti nun einmal. Aber wem sage ich das, immerhin kanntest du sie ja selbst. Jedenfalls kam sie wenige Augenblicke später wieder ins Wohnzimmer gestürmt, wo ich gerade dabei war, meine Waschschüssel, die ich auf dem kleinen Beistisch aufgestellt hatte, wieder zurück zu räumen und sagte wohl die schlimmsten Sätze, die ich jemals hören durfte. Sie meinte, dass meine Großeltern, ich hoffe du kannst dich noch an sie aus meinen alten Briefen erinnern, ich hatte die beiden sehr gerne und bekam auch immer Unmengen an Schokolade und andere kleine Geschenke, wenn ich sie zu Gesicht bekam, in ihrer Heimatstadt Wielun in Polen ermordet wurden. Anscheinend hatte es einen Überfall der deutschen Wehrmacht gegeben und dabei ließen beide wie viele andere auch, ihr Leben. Diese Nachricht schockierte uns alle zutiefst, meine Mutter saß die ganze Zeit über wie ein Häufchen Elend auf unserem Sofa, während mein Vater beruhigend auf sie einredete. Mein Bruder Seppl und ich, blickten nur mit einem endlos-leer-wirkenden Blick starr auf den Boden. Ich kann mich auch noch heute ganz genau in diese Situation zurückversetzen. Es war einfach grauenhaft und schmerzvoll. Nachdem wir alle lange, lange noch zusammensaßen und getrauert hatten, fasste mein Vater schließlich den Entschluss, aus Deutschland zu fliehen. Damals ahnte ich ja auch noch nicht, dass dies der Anfang des 2. Weltkrieges werden sollte. Diese eine Entscheidung änderte mein ganzes Leben. Mein Vater hatte es schon erahnt, was auch in gewisser Weise nachvollziehbar war, da er ja jeden Tag fleißig die Zeitung las und auch politisch sehr engagiert war. Es musste nun laut ihm natürlich schnell gehen. So kam es, dass wir unsere Heimat, mein Zuhause, in einer Nacht- und Nebelaktion verließen. Seppl und ich wurden angewiesen nur die notwendigsten Sachen mitzunehmen, da wir nicht wussten, wann und ob wir jemals zurückkommen würden. Damals war ich ja gerade mal 8 Jahre alt und ich wusste nicht, was auf mich zukommen würde, ich wusste eigentlich überhaupt nichts. Jedenfalls brachen wir noch in jener Nacht, nur mit einem Rucksack und einem randvollen Jutebeutel bepackt, auf und machten uns auf den Weg nach Holland zu meinen anderen Großeltern. Ich wusste nicht so recht, ob Holland der richtige Ort für Mama, Papa, Seppl und mich war, aber Vater hielt es für die beste Idee. Nach langem Hin und Her und mehreren anstrengenden Zugfahrten, soweit dies möglich war, kamen wir völlig erschöpft und übermüdet bei Gran und Pa an. In dieser Zeit und besonders während der langen Reise, dachte ich oft an dich und unsere gemeinsame Zeit. Wie gerne beobachtete ich die Sterne und sah uns vor meinem inneren Auge, wie

wir in der Wiese lagen und genau das taten; Sterne beobachten. Ich kann dir gar nicht sagen, wie gerne ich dir geschrieben hätte, so unfassbar gerne, doch unglücklicherweise hatte ich deine damalige Adresse, die ich mir auf die erste Seite meiner Ausgabe von „Fabeln und Sagen“ aufgeschrieben hatte, in meinem Bücherregal zu Hause vergessen. In all der Aufregung hatte ich doch tatsächlich vergessen, es einzupacken. Liebste Greta, bitte verzeih, aber du musst verstehen, dass damals alles ziemlich schnell gehen musste und in all der Aufregung kam ich einfach nicht dazu. Dass ich meine Briefe fortan nicht mehr adressieren konnte, hielt mich aber nicht davon ab, dir jeden zweiten Tag zu schreiben. Sei gewiss, dass ich unser Ritual aufrecht erhielt. In den ganzen langen Jahren habe ich mir nichts sehnlicher gewünscht, als meine verfassten Briefe endlich abschicken zu können und nun ist der Zeitpunkt gekommen, an dem mein sehnlichster Wunsch in Erfüllung geht.

Da der Krieg nach vielen Jahren des Todes und der Verwüstung nun vorbei war, konnten meine Familie und ich endlich nach Hause zurückkehren. Inzwischen hatte sich vieles verändert; meine Mutter war ein Jahr nach unserer Flucht an hohem Fieber gestorben und auch Gran verstarb nur einige Monate später. Der Verlust, den wir fortan zu tragen hatten, war für alle schwer, doch Vater schmerzte es am meisten, weshalb ich auch glücklich war, wieder nach Deutschland zurückzukehren, da ich fest auf einen Neuanfang hoffte und auch Seppl tat dies. Nach einer weniger anstrengenden Reise, kamen wir schlussendlich nach all der Zeit gesund und munter zu Hause an. Unsere Wohnung wurde zwar verwüstet und geplündert, aber meine alten Bücher waren tatsächlich noch da. Meine erste Handlung war, sofort zu meinem Bücherregal zu laufen und nach deiner Adresse zu suchen und tatsächlich; ich fand sie. Nun sitze ich hier und warte sehnsgütig auf eine Antwort. Ich hoffe einfach, dass du noch bei deiner alten Adresse wohnst, zumindest bete ich dafür. Doch auch wenn dies nicht der Fall sein sollte, werde ich nach dir suchen. Ich werde die Hoffnung nicht aufgeben, dafür habe ich einfach zu lange auf diesen Moment gewartet. Greta, ich bitte dich, mir möglichst schnell zu antworten, falls mein Brief dich erreichen sollte. Ich hoffe auf ein baldiges Wiedersehen,

In Liebe deine Maria

Hoffnung

Es ist heiß. Ich habe Durst. Ich will Pause machen, aber ich kann nicht. Er würde mich schlagen. Weiter zählen. Eins, zwei, drei... Meine dunklen Locken kleben mir im Gesicht. Ich will sie wegwischen, aber ich darf nicht aus dem Takt kommen. Ich muss weiter machen. Meine Hände zittern doch trotzdem höre ich nicht auf, vom Fließband Schuhe in die Kartons zu packen. Genau 25. Nicht mehr, nicht weniger...dreiundzwanzig, vierundzwanzig, fünfundzwanzig. Meine Lippen sind aufgesprungen, meine Beine tun vom langen Stehen weh und meine Lunge scheint von der drückenden Luft zu zerspringen. Das Fließband scheint immer schneller zu werden. Ich muss mich beeilen, eins, zwei, drei... Während ich vor mich hinarbeitete verschwindet mein Lebensgeist, so wie ein Tropfen Wasser auf dem Asphalt. Wozu noch Leben? Ich habe keine Familie mehr, arbeite für Geld, das ich dann einer Frau gebe, damit ich etwas zu essen bekomme. Sie sagte letztens, dass ich ihr mehr bezahlen muss. Einmal wollte ich den Mann fragen, ob ich mehr Lohn bekommen könnte. Da hat er mich in den Dreck geworfen, nach mir getreten und mich mit einer Eisenstange geschlagen. Dreiundzwanzig, fünfundzwanzig... die Maschine stoppt. Ich weiß, was das bedeutet. Mir wird plötzlich heiß und kalt zugleich. Ich habe mich verzählt! Nervös knete ich meine kleinen Finger. Der Angstschweiß rinnt mir die Stirn hinunter. Meine Augen wandern zuerst ziellos über den Boden. Schließlich bleiben sie auf dem Gesicht des Mannes haften. Der Zorn blitzt aus seinen Augen. Reumütig schlage ich die Augen nieder. Mutlos lasse ich die Arme sinken, um meine Strafe in Kauf zu nehmen. „Komm mit“, blafft er. Er scheint es kaum erwarten zu können, mich zu verprügeln. Er führt mich in eine Kammer. „Du hast dich bei fünfundzwanzig verzählt, also wird deine Strafe 25 Schläge sein!“ Als ich schließlich aus der Kammer schleiche, gebeugt von den Schmerzen, hat mich mein Lebensmut vollkommen verlassen. Ich stelle mich auf meinen Arbeitsplatz und zähle. Als ich schließlich spät am Abend aus der Fabrik trete, sind meine Hände und Beine taub. Ich schleife mich durch die nachtschlafende Stadt. Ein paar betrunkenen Jungen treten nach mir und beginnen mich herum zu schupfen und Schimpfwörter zu lallen. Als ich mich nicht wehre, lassen sie bald von mir ab. Keuchend ziehe ich mich die Treppen zum prunkvollen Herrenhaus hinauf und klopfe an. Ein hübsches Dienstmädchen öffnet die Tür, schnauft und spuckt nach mir. „Essen“, flüstere ich. Wieder schnauft sie und verschwindet im Haus. Kurz darauf taucht sie mit einer Schüssel saurer Milch und hartem Brot auf. Sie knallt beides auf den Boden und streckt ihre Hand aus. Ich lasse meinen Tageslohn in ihre Hände fallen. Sie zählt es, lächelt, spuckt mir noch einmal in das Gesicht und knallt die Tür zu. Ich trinke einen Schluck Milch, esse ein Stück Brot und schlafe ein. Ich träume unruhig, der Mann taucht öfters auf und schreit fünfundzwanzig, das Dienstmädchen lacht und spuckt mich an. Ich habe das Gefühl, als ob ich zählen soll, aber ich kann es nicht mehr, mir fällt nur die Zahl Fünfundzwanzig ein. Schließlich wache ich am Morgen laut keuchend auf. Ich bin nass geschwitzt. Die Sonne ist gerade am aufgehen. Ich kneife die Augen zusammen und blinze in das Tageslicht. Stumm beobachte ich den anbrechenden Tag. Wird er wie jeder andere verlaufen oder werde ich mich am Ende dieses Tages vielleicht glücklich schätzen können? Nachdem ich mich, von diesem unglaublichen Schauspiel, satt gesehen habe, wandert mein Blick zum Boden und ich erschrecke! Jemand hat mein Essen gestohlen! Vor Wut und Trauer treten mir Tränen in die Augen. Meine Fäuste ballen sich, aber ich kann nichts machen. Es ist weg und niemand kann es mir wieder geben. Ich muss zurück in die Fabrik, sonst werde ich zu spät kommen. Schnell laufe ich durch die Straßen. Meine bloßen Füße fliegen über den dreckigen Boden. Auf einmal schiebt sich irgendetwas vor und ich fliege hart auf den Boden. Meine Hände und Knie schlagen hart auf den Asphalt auf. Weinend richte ich mich auf. Ein paar Jungen lachen dreckig. Mit einer hässlichen Wunde im Gesicht setze ich meinen Weg fort. Als ich in bei der Fabrik ankomme höre ich, dass die Maschinen schon laufen. Ich husche schnell auf meinen Arbeitsplatz. Der Mann hat nichts bemerkt, weil er gerade eine Frau anschreit. Ich fahre fort meine Arbeit zu tun und lasse mich von nichts ablenken. Darum merke ich nicht, dass der Mann auf mich zu stapft. Er zieht mich am Ohr in die Kammer und brüllt, warum ich zu spät komme, verpasst mir ein paar Schläge und lässt mich wieder laufen. Mit hängendem Kopf arbeitete ich weiter. Mir ist alles egal. Meine Hände tun alles alleine. Eins, zwei, drei... fünfundzwanzig. Ich merke nicht, dass der Mann und eine Fremde auf mich zukommen. Ich höre ein paar Wortfetzen „...und hier sehen sie die 45 Frauen...arbeiten...Stunden...hier sehen sie...jüngste Arbeiterin... 7 Jahre.“ Er weist auf mich. Die Fremde kommt auf mich zu. Ich bemerke sie nicht, doch, als die Maschinen stoppen, sinke ich in

mich zusammen. Habe ich einen Fehler gemacht? Werde ich jetzt geschlagen werden? Bereit, alles zu ertragen hebe ich meinen Kopf. Mein leeres, ängstliches Gesicht schaut in das freundliche der Fremden. „ Wie heißt du?“, fragt sie mich. Mechanisch antworte ich ihr: „Rit“ „Wo wohnst du?“ Forschend schaue ich sie an: „Überall und nirgends.“ „Gehst du zur Schule?“ Ich schüttle den Kopf. Die Fremde richtet sich auf. Ohne den Blick von mir zu wenden spricht sie mit scharfem Ton: „Arbeitet sie gut?“ „Tja, dann und wann, muss ich ihr ein bisschen nachhelfen, damit sie sich daran erinnert was sie zu tun hat.“ Er lacht dreckig. Angeekelt sieht die Fremde den Mann von der Seite an. Der Mann scheint es nicht zu merken und stößt mir grinsend brutal in die Seite. Tränen schießen mir in die Augen, ich versuche sie wegzublinzeln. Vergebens. Sie rinnen mir die Backen hinunter. „Okay“, sagt die Fremde, „ich nehme sie. Sie kann in meiner Fair-Trade Fabrik arbeiten. Wie viel wollen sie?“ „Och, wissen Sie, die Kleine hat mir immer geholfen, meinen Ärger abzureagieren. Sie ist schon einiges wert“, wieder lacht er dreckig, dann nennt er schließlich ein Betrag. Ich warte geduldig ab, bis sie sich auf eine Summe einigen. „Ich nehme sie gleich mit“, sagte die Frau und greift nach meiner Hand. Mit großen Schritten geht sie mit mir aus der Lagerhalle. Sie führt mich in ein Leben, ein Leben in Gerechtigkeit, ein Leben ohne Unterdrückung, ein Leben ohne ... Fünfundzwanzig.

Stefanie Strutzmann
Ingeborg Bachmann Gymnasium

Zwei mal 25 Minuten!

Prüfungen. Termine. Fast keine Freizeit, nur lernen. Nur noch mehr Infos und noch mehr lernen. Und irgendwann möchte ich mich einfach für eine kurze Zeit von dem Druck des Systems befreien.

Ich schalte das Handy und den Lautsprecher ein und beginne zu tanzen, zu der Musik die ich liebe – der spanischen. Mein Körper beginnt sich langsam und dann immer schneller zu den Tönen und Takten des Liedes zu bewegen.

Die Musik strömt durch meinen Körper und ich spüre den Rhythmus. Das Temperament der Songs und der spanischen Sprache durchströmt mich mit all seiner Wucht und ich tauche völlig in die Welt des Tanzens ein. Ich merke wie sich allmählich die Verkrampfungen und die Belastungen lösen und ich langsam wieder zu mir selbst finde. Während diesen Momenten des Tanzens existieren nur die Musik und der eigene Körper. Man ist plötzlich mit den Gedanken in einer Welt ohne Lernstress, in der Frieden herrscht, wo Menschen einander ohne Neid und Hass begegnen, sich lieben und Spaß am Leben haben.

Die Bewegungen, die ich mache, kommen von alleine wie aus dem Nichts. Nach 25 Minuten beginne ich zu schwitzen und spüre die kalte Luft, welche einem, durch die schnellen Drehungen, die warme Haut kühlt. Ich spüre die Erde unter meinen Füßen. Ich merke wieder, wie sehr ich das Leben liebe und das Glückgefühl vermisst habe. Der Rhythmus der spanischen Musik pulsiert wie Feuer in meinen Adern, mein Herz schlägt wie wild und ich könnte die ganze Welt umarmen. Ich fühle mich frei und leicht und spüre jeden Muskel meines Körpers. Die Haare fliegen um mein Gesicht und jeder Schritt im Takt und jedes Wort dieser Sprache lassen mich vergessen, dass ich aufhören müsste. Nach weiteren 25 Minuten werden meine Füße und mein Atem jedoch schwer und ich tanze noch ein letztes Lied und genieße das unbeschreiblich gute Gefühl den Lernstress weggetanzt zu haben.

Es scheint nichts anders als sonst, alles läuft wieder gleich weiter. Und doch ist es für einige Zeit leichter, weil mein Kopf wieder frei ist. Zwei mal 25 Minuten zum Glücklichsein!

FÜNFUNDZWANZIG

Einführung in die Literatur des deutschen Sprachraumes Teil III; Seite 25:
Elisabeth, die aus Sehnsucht nach Tannhäuser gestorben ist, hat ihn entsühnt.

Einführung in die Literatur des deutschen Sprachraumes Teil II; Seite 25:
Der Weg ging über München, Mittenwald und Innsbruck dem Brenner zu.

Einführung in die Literatur des deutschen Sprachraumes Teil I; Seite 25:
Italien: ALIGHIERI DANTE (1265-1321), geboren in Florenz als Sohn einer adeligen Familie, beginnt schon in seiner Jugend zu dichten.

Der Steppenwolf; Seite 25:
Aber auch an jenem Tage kam er Abends traurig und elend nach Hause.

Der Besuch der alten Dame; Seite 25:
DER ERSTE: Wir sind Fichte, Föhren, Buchen.

Die Nähe der Sonne; Seite 25:
was für ein Gefühlsroheit, eine solche Nachricht, und er lacht!

Gestalten und Vestehen; Seite 25:
Ei, willst du werden ein Henkersweib?

Ausgewählte Werke; Seite 25:
Schön und reizend, so wie ihr.

Die Räuber; Seite 25:
Der Gott, der mir durch Karls Tränen zusendet, wird sie durch dich, mein Franz, aus meinen Augen wischen.

Aus dem Reichtum der Dichtung 5; Seite 25:
„Die Wildente“ machte einen noch tieferen Eindruck auf mich als die „Gespenster“.

Aus dem Reichtum der Dichtung 4; Seite 25:
Man hat oft bedauert, dass es Raimund, dem beliebtesten Volksdichter, an Bildung fehlte.

Aus dem Reichtum der Dichtung 3; Seite 25:
Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeisterung Hauch.

Aus dem Reichtum der Dichtung 2; Seite 25:
Vor alten Zeiten saß in der Meerburg, am Bosporus der Kaiser Konstantinus, der hatte eine wunderbar schöne Stunde.

Vereinte Nationen; Seite 25:
Am Verhandlungstisch und an Ort und Stelle bemühten sich die UN um eine Regelung der schwierigen Kaschmir-Frage.

Weltgeschichte in Romanen; Seite 25:

Er war ein geschickter Verwalter, ein tüchtiger Feldherr, der sich bei jedem Vordringen der Möglichkeit des Rückzugs offenhielt und unbezwingbaren Hindernissen geschmeidig auswich.

Heilige Schrift; Seite 25:

IO Und er nahm zehn Kamele von der Herde seines Herren und zog hin und nahm von allen dessen Bütern mit sich und reifte und kam nach Mesopotanien, zur Stadt Nachers.

Der Fromme Pilger; Seite 25:

Du bist der süßeste Trost, den Gott mir gewährt.

Oma lässt grüßen und sagt es tut ihr leid; Seite 25:

Aber dies unglaublich gut.

Unland; Seite 25:

„Hast du den Hunger?“, fragte der Zwilling, der Ann hieß.

Spiegelverkehrt; Seite 25:

„Oh“, sagte Sahra und bleibt wie vom Donner gerührt in der Küchentür stehen.

Villa des Schweigens; Seite 25:

„Alles in Ordnung?“ fragte sie atemlos, bevor ich noch irgendwas sagen konnte.

Wildhexe - Chimäras Rache; Seite 25:

„Ja“, sagte sie dann.

Wildhexe – die Feuerprobe; Seite 25:

Als ich aufwachte war das Fieber weg.

Wildhexe – Die Botschaft des Falken; Seite 25:

„Noch nicht“ sagte ich.

Schattenkinder; Seite 25:

Er kannte Traktoren und Mähdrescher, klar, und er hatte den Holzhäcksler, den Mistwagen und den Silowagen seines Vaters in der Scheune genau angesehen.

Ein großes Kompliment an die jungen AutorInnen. Die Texte überzeugen durch Ihre Kreativität, durch Ihre einfühlsame, bewegende und amüsante Annäherung an das vorgegebene Thema!

Sabine Tscharre

FÜNFUNZWANZIG

Verdun, 1916

Wenn das Trommelfeuer nicht so laut gewesen wäre, wäre ich am liebsten eingeschlafen. Ich war so erschöpft. Die stickige Luft machte mir zu schaffen. Ich wollte raus hier. Raus. Einfach nur raus. Dann schaltete mein Kopf auf Durchzug. Nach mehreren Stunden hörte ich eine Stimme, die verkündete: „Ihr könnt jetzt hier raus. Seid auf der Hut, aber es sollte nichts passieren!“

Wir begaben uns langsam aus dem Frontgraben heraus. Al und ich bildeten das Schlusslicht. Obwohl eine Entwarnung gegeben wurde, musste man immer auf der Hut sein. Es wunderte mich, dass die Deutschen das nächste Trommelfeuer noch nicht gestartet hatten. Ich hätte nicht daran denken sollen, denn plötzlich krachte es hinter uns. Es explodierte etwas. Eine Granate. Verdammt. Wir begannen zu rennen, so gut wir eben konnten, zerstreuten uns, alle nur aufs Überleben aus. Ich hörte es noch einmal krachen und warf einen kurzen Blick zurück. Da sah ich Alano durch die Luft fliegen. Ich zuckte zusammen. Ganz kurz, kaum merklich. Ein kurzer Widerstand. Ein kleiner Moment, in dem ich zurücklaufen wollte, mein Leben riskieren und mich von meinem Freund verabschieden. Das war ich ihm schuldig. Aber hier ging es ums Überleben, deshalb trugen mich meine Beine wie von selbst weiter. Jetzt ging auch schon das Trommelfeuer wieder los. Erde spritzte in mein Gesicht und versperrte mir die Sicht. Blindlings stürmte ich weiter, bis etwas unter mir nachgab. Ein Krater. Ich rutschte hinunter. Ein tiefer Krater. Dort konnte ich mich verstecken. Meine Lungen brannten vom Rennen. Mit der Hand wischte ich mir den Schmutz und den Schweiß von der Stirn. Meine Gedanken konnten sich wieder ordnen: Trommelfeuer. Wir rannten. Alano war in die Luft gesprengt worden. Er war tot. Mein bester Freund. Mit ihm war ich aufgewachsen, mit ihm habe ich über Lehrer gelästert, mit ihm habe ich studiert. Wir wollten zusammen ein Architekturbüro aufmachen. Ich stöhnte auf, jetzt war er tot. Zerfetzt lag er dort oben. Ich sollte nichts spüren. Dennoch tat ich es. Dieses eine Mal, das erste Mal, seitdem ich in den Krieg gezogen war, hatte ich wirklich Tränen in den Augen. Die Stimme unseres Ausbildners hallte in meinem Kopf: „Was gute Soldaten wirklich ausmacht, ist, dass ihr hart seid!!! Versteckt den Schmerz, sonst überlebt ihr dort draußen nicht!!!!“ Ich lehnte mich an die kalte Erde, sie gab mir etwas Halt. Dann horchte ich auf die Schüsse, die langsam weniger wurden und konzentrierte mich voll und ganz aufs Atmen. Ein und aus. Immer wieder. Ich ließ keine Gefühle zu. Denn wenn ich nur einen Gedanken zuließe, würde mich, das wusste ich, eine Welle des Schmerzes überrollen und ich würde weinend und schreiend zusammenbrechen. Dann wäre ich nicht mehr der starke Soldat, wie alle glaubten, sondern ein verlorener, gebrochener Mann, den der Krieg zerschlagen hatte.

Wieder zurück im Reservegraben:

Nachdem wir uns etwas säubern hatten dürfen, etwas trinken und eine Kleinigkeit essen, trommelte Mussier uns alle zusammen. Wunderte mich, dass er noch lebte. Ehrlich. Er rief unsere Namen der Reihe nach auf. Gleich war er dran. Bitte nicht. Und doch: „ALANO CUPPERTOU!“ Niemand antwortete. Die Stille zerriss mich fast. Meine Hand begann zu zittern, als er fragte: „Weiß jemand, was geschehen ist?“ Alle blickten mich an. Ich versuchte meine Hand schnell unter Kontrolle zu bringen und einen neutralen Gesichtsausdruck aufzusetzen. Irgendwie war alles zu viel. Dennoch sagte ich mit fester Stimme: „TOT, SIR. GRANATE.“ Das reichte als Erklärung. Ich spürte kurz Mussiers Hand auf meiner Schulter, bevor er weitermachte. Ich sollte eigentlich still dastehen, aber meine Augen brannten, also wischte ich mir schnell darüber, als hätte ich nur was im Auge. Nur was im Auge. Pah. Lächerlich. Beinahe hätte ich die Fassung verloren. Ich schluckte den Schmerz hinunter. Ignorierte es. Ignorierte den Kloß in meinem Hals und das Ziehen in meiner Brust. Als ich aufgerufen wurde, antwortete ich mit: „JA, SIR!“ Wie immer. Obwohl alles anders war. Er war tot. Einfach weg. Alano, mein bester Freund, der nur 25 Jahre alt werden durfte. Das Einzige, woran ich denken konnte, und doch stand ich da und ließ mir nichts anmerken.

Heute durften wir wieder früher ins Bett. Jetzt war es eigentlich soweit. Jetzt hätte ich weinen können, die Schluchzer in meinem Kissen ersticken. Aber es ging nicht. Denn ich hatte Angst. Angst, wenn ich einmal zu weinen begann, dass ich nie wieder aufhören würde. Nein, das war...nur die halbe Wahrheit. Denn eigentlich konnte ich es nicht mehr. Ich fühlte mich so...leer. Da war nur noch dieser dumpfe Schmerz und...diese Leere. Wie ein Loch, das eine Granate verursacht hatte, so war meine Wunde innerlich. Dieses Loch war entstanden, als Alano gestorben war. Es blutete immer noch. Es gab nichts, was ich tun konnte, um die Blutung zu stoppen. Ich konnte nur zusehen, wie ich verblutete. Ich konnte nur zusehen, wie ich selbst immer mehr verschwand. Bis nur noch ein Schatten mein Selbst übrig war. Ich war in einem Schreckenskreislauf gefangen und ich konnte nicht mehr hinaus. Der Schmerz war zu stark. Der Clarke, der in diesem Moment hier lag, das war nicht ich. Das hier war ein zerschlagener Krieger. Aber eigentlich war es doch ich. Ich war auch gerade dabei, mich selbst zu zerstören. Meine Hand begann wieder zu zittern und da sah ich es klar vor mir. Ich sah, was mit mir passierte. Es war eigentlich ganz einfach, diese Wahrheit und doch war sie grauenvoll:

Ich verlor mich selbst.

kelag



Mehr als
1.000,- €
sparen

App in die Vorteilswelt!

Kärntens beliebtesten Vorteilsclub gibt es jetzt auch als App: So haben Sie alle Gutscheine und exklusive Angebote immer auf Ihrem Smartphone!

Jetzt downloaden!



T: 0463 525 5059

www.plusclub.at/app



Kategorie III

In dieser Kategorie werden die Schülerinnen und Schüler der 10. bis 12. Schulstufe (16-18 Jährige) bewertet.

Jurorinnen und Juroren:

Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Anke Bosse • em. Univ.-Prof. Dr. Alois Brandstetter
Gerhard Fresacher • Prof. Engelbert Obernosterer • Botschafterin Dr.ⁱⁿ Ursula Plassnik
Florian Scholz • MMag.^a Manuela Tertschnig

Anke Bosse

seit Oktober 2015 Universitäts-

professorin für Neuere Deutschsprachige

Literatur an der Alpen-Adria-Universität und

Leiterin des Robert-Musil-Instituts für Literaturforschung/Kärntner Literaturarchivs. Studium der Germanistik, Komparatistik und Romanistik in Göttingen, Avignon und München. Thèse d'état und Erlangen der Lehrbefugnis an der Universität Genf, Schweiz. 1997 bis 2015 Ordinaria für Neuere deutschsprachige Literatur und Komparatistik an der Universität Namur, Belgien. 2012 in Academia. Net – Profiles of Leading Women Scientists gewählt. Forscht über deutschsprachige Literatur (18.

bis 21. Jh.), Archiv und Edition, Schreibprozesse,

Intertextualität und Interkulturalität, (inter-)

mediale Fragestellungen, Digital Humanities.



Latent war

Engelbert Obernosterer schon

seit jeher in den Lesachtaler Bergen enthalten.

Urkundlich erstmals erwähnt wurde er 1936 in den Taufmatrikeln von St. Lorenzen im Lesachtal.

Dadurch, dass er von der Landschaft separiert und ins Klischee einer Person gepresst wurde, sah er sich weitgehend von seinem Nährboden abgetrennt; ganz losreißen ließ er sich trotzdem nie. - In Büchern wie "Mythos Lesachtal", "Vom Ende der Steinhocker", "Die Bewirtschaftung der Herrn R" und weiteren zwölf Prosabänden, zuletzt "Das blaue Dingsda" blieb er mit berglerischer Zähigkeit mit seinen Ursprüngen verbunden. Seine Familie und sich selber über Wasser gehalten hat er als

Lehrer an verschiedenen Schulen im Gailtal, wo

er seit 1999 in Pension in einem ehemaligen Bauernhaus lebt.

Dr. Ursula Plassnik

ist Juristin, Diplomatin, ehemalige Außenministerin und Parlamentarierin. Geboren in Klagenfurt (Kärnten, studierte sie Rechtswissenschaften an der Universität Wien (Dr. iur.) und Europarecht am Collège d'Europe in Brügge/Belgien. 1980 tritt sie in den österreichischen Diplomatischen Dienst ein. Sie verfügt über breite Erfahrungen in multilateraler und bilateraler Diplomatie mit Schwerpunkt Europa (insbesondere KSZE/Helsinki Prozess, Europarat, EFTA, EU und UNO). Von 1997 bis 2008 war Plassnik als Kabinetschefin, österreichische Botschafterin in der Schweiz und als Außenministerin tätig. Während der österreichischen EU-Präsidentschaft 2006 führte sie den Vorsitz im EU-Rat der Außenminister. Zwischen September 2011 und August 2016 vertrat sie Österreich als Botschafterin in Frankreich und Monaco und war Ständige Vertreterin Österreichs bei der UNESCO. Seit dem 1. September 2016 ist Ursula Plassnik Botschafterin der Republik Österreich in der Schweizer Eidgenossenschaft. Neben ihrer Tätigkeit als Diplomatin hält sie Vorträge und nimmt Lehraufträge wahr. Sie publiziert regelmäßig zu europäischen Themen und internationalen Frauenfragen.



Alois Brandstetter

Geb.1938 in Pichl bei Wels. Gymnasium in Wels, Studium der Germanistik und Geschichte in Wien, Promotion aus der Mundartkunde. Habilitation in Saarbrücken, 13 Jahre im Saarland als Assistent und Professor, ein Jahr in Salzburg, seit 1974 an der Uni in Klagenfurt. Emeritus seit 2008. Neben wissenschaftlichen Beiträgen Romane und Erzählungen (Zu Lasten der Briefträger, Die Abtei, Die Mühle, Vom Schnee der vergangenen Jahre, Über den grünen Klee der Kindheit) Zuletzt: Aluigis Abbild. Etliche Preise, u.a. Wilhelm Raabe-Preis der Stadt Braunschweig, Adalbert Stifter-Preis des Landes OÖ. Goldenes Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst der Republik Österreich.



Florian Scholz Geboren in Heidelberg, studierte Schauspiel in Paris und an der Berliner Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch sowie Kulturmanagement an der Universität Zürich. Er arbeitete als Schauspieler an verschiedenen deutschsprachigen Bühnen, anschließend als Regieassistent an der Berliner Schaubühne, als Assistent des Generalintendanten Stephan Märki am Deutschen Nationaltheater in Weimar und als Assistent von Gerard Mortier an der Opéra national de Paris. Ab 2006 arbeitete er als Referent von Nikolaus Bachler an der Bayerischen Staatsoper, seit 2008 als Direktor für Internationale Beziehungen und Sonderprojekte. Seit der Spielzeit 2012/2013 ist Florian Scholz Intendant am Stadttheater Klagenfurt.



Gerhard Fresacher.

Regisseur. Akademie der Bildenden Künste Wien. Aktuelles Projekt: Raum Acht in Klagenfurt. Schnittstelle zwischen bildender und darstellender Kunst. dark-city.at



MMag.^a Manuela Tertschnig

Leitung Abteilung Kultur der Landeshauptstadt Klagenfurt am Wörthersee
Volksschule | 4 Jahre Eggermann Gymnasium
| 5 Jahre HBLA Klagenfurt | AAU Studium Pädagogik mit Grundlagen Psychologie und Studium Psychologie | Mutter und Großmutter |
lebens-, kultur-, kunst-, natur-, tier- und arbeitsbegeistert

Bewertungsübersicht Kategorie III

| Name | Schule | Klasse |
|---------------------------|--------------------|--------|
| 1. Platz Elisabeth Derler | ORG Ursulinen Graz | 7e |
| 2. Platz Victoria Prägant | CHS Villach | 4AHK |
| 3. Platz Maren Michl | Peraugymnasium | 7d |

Folgende Texte kamen ebenfalls in die engere Auswahl:

| | | |
|--------------------|-----------------------------|-----------|
| Julian Konarzewski | Waldorfschule Klagenfurt | 11.Klasse |
| Barbara Gürth | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 6b |
| Julia Hamberger | Gymnasium Raubling | Q11 |
| Simon Holleis | Gymnasium Raubling | Q11 |
| Chiara Schuster | Waldorfschule Klagenfurt | 10.Klasse |
| Julia Korosch | BG/BRG Mössingerstraße | 6b |
| Magdalena Wuksch | Ingeborg Bachmann Gymnasium | 6a |
| Birgit T. Hlavka | Bafep-Klagenfurt | 4b |

1. Platz
Victoria Prägant
CHS Villach



Ich heiße Victoria Prägant, bin 18 Jahre alt und besuche den 4ten Jahrgang der Höheren Lehranstalt für Kunst und Gestaltung am CHS Villach.

Wenn ich nicht gerade für die Schule lerne, lese ich leidenschaftlich gerne Bücher (meist auf Englisch), schreibe selbst, spiele Theater, höre Musik oder schaue Filme. Am liebsten lese ich klassische Englische Literatur (z.B.: Jane Austen, Charlotte Brontë und Mary Shelley), Fantasy-Geschichten (besonders Diana Wynne Jones und J.R.R. Tolkien), Märchen (z.B.: „Tausend und eine Nacht“ oder „Nussknacker und Mausekönig“) oder Bühnenwerke (z.B.: Shakespeare).

Ich liebe Geschichten und will in meinen Leben Geschichten erzählen, da sie den Horizont auf unerwartete Weise erweitern können, man durch sie wächst und lernt Andere und sich selbst besser zu verstehen.

25 Sekunden

Unruhig lasse ich meinen Blick umherschweifen. Felsen, nichts als Felsen umgeben mich. Zerklüftete, graue Felsen, wie Türme ragen sie zum Himmel empor. **Eins**..... Meine Hände zittern. Kalt und unbarmherzig wirkt der Stein, erdrückend, und doch lege ich meine Finger darauf. Lasse meine Fingerkuppen den rauen und zugleich glatten Untergrund spüren. **Zwei**..... Ich schließe die Augen, lege meine ganze Konzentration in den Tastsinn. Wie ist es möglich, dass sich ein Gegenstand so glatt und weich anfühlt, und zugleich so hart und verletzend ist? **Drei**.... Langsam werden meine Finger wund. Das ununterbrochene Streichen über den Felsen lässt die Haut rissig werden, doch es ist kein unangenehmer Schmerz, im Gegenteil. Ich fühle mich lebendig, spüre meinen Körper, meinen Kopf, meine zittrigen Beine, spüre mein Herz, das wie wild in meiner Brust schlägt. **Vier**.... Ich öffne die Augen und richte meine Aufmerksamkeit wieder auf den Abgrund. **Fünf**.... Da, ein Adler, wie ehrwürdig er seine Runden dreht, die mächtigen Schwingen weit ausgebrettet. Was für ein wunderschönes Tier, das dunkle Gefieder glänzt im Licht, der Kopf ist stolz erhoben, die Augen blicken wachsam umher. **Sechs**.... Wie gerne könnte ich doch fliegen, schweben, hoch droben in der Luft. Ich würde von einem Ort zum anderen fliegen, die ganze Welt bereisen. **Sieben**.... Der Adler ist weg. Ich kann ihn nicht mehr sehen, und doch höre ich noch sein Geschrei. Es ist nicht mehr als ein Krächzen, ein schrilles Geräusch in weiter Ferne. **Acht**.... Wie gerne wäre ich jetzt weit, weit weg von hier. Weg von alldem, was mich bedrückt, was mich nachts nicht schlafen lässt. Weg von all den Sorgen und Problemen der Menschheit. **Neun**.... Dabei sind meine Sorgen doch allesamt winzig, genau wie ich. Ein mikroskopisch kleiner Punkt in der unendlichen Atmosphäre und doch bilden all diese Punkte zusammen ein Ganzes. Immer noch ein vergleichsweise kleines Ganzes, aber eben doch ein Ganzes. **Zehn**... Mein Atem geht stoßweise, als hätte ich gerade eine große Anstrengung hinter mir. Auch scheinbar kleine Probleme wiegen manchmal zentnerschwer. Wie ein Sack voller Ziegelsteine drücken sie auf die Schultern, machen dich klein und hilflos. **Elf**.... Immer schneller rotieren meine Gedanken. Wirbeln durch meinen Kopf, pochen an die Schläfen, machen mich ganz schwindelig. **Zwölf**.... Mein Herz rast, der Schweiß tritt aus allen Poren. **Dreizehn**... Übelkeit breitet sich in mir aus. **Vierzehn**... Alles dreht sich immer schneller und schneller. **Fünfzehn**.... Der Geschmack von Blut breitet sich in meinem Mund aus. **Sechzehn**...

Ich beginne zu schreien. Dumpf hallt meine panische Stimme von den Felswänden wieder. **Siebzehn**... Schneller. **Achtzehn**... Schneller. **Neunzehn**... Schneller, schneller, schneller. **Zwanzig**... Plötzlich knicken meine Knie ein und ich sacke zusammen, der Schrei erlischt. **Einundzwanzig**... Ich fühle mich leer, so unendlich leer. Frei von lähmenden Gedanken, frei von Sorgen und allen Gefühlen. **Zweiundzwanzig**... Gähnende Leere, mein Kopf ist wie ein Vakuum. Ich spüre nichts mehr. **Dreiundzwanzig**... Nicht die aufgeschürzte Stelle an meinem Bein, nicht die nasse Kälte, die langsam aber sicher durch den Stoff meiner Jean kriecht, nicht den leichten Luftzug, der mir sanft über die Haut fährt. **Vierundzwanzig**. Ich bin ruhig, fühle mich so ausgeglichen wie schon lange nicht mehr. Meine Hände liegen still auf der Erde, mein Herz pocht gleichmäßig in meinem Brustkorb. Ich bin frei. **Fünfundzwanzig**.... Frei.

Ein stringent aufgebauter Text, der sofort fesselt. Die Zählung von 1 bis 25 strebt unaufhaltsam einem finalen Höhepunkt zu. Das Erzähler-Ich hängt an einer Felsklippe. Droht ein Absturz? Es bleiben 25 Sekunden. Der enorme, existentielle Druck schärft die Sinne des Ich – für das Auf und Ab seiner Gefühle, für die grandiose Bergwelt, die es umgibt. Das ist sprachlich äußerst lebendig und präzise gestaltet. Das nimmt uns LeserInnen mit. Wir spüren den Felsen, das wilde Herzschlagen, den Geschmack von Blut im Mund – und die finale Ruhe der Entscheidung. Der Sturz wird zum Flug in eine Freiheit, die mit dem Ende des Lebens beginnt. Ein Schluss, der uns LeserInnen Raum gibt zur Selbstreflexion.

Anke Bosse

Superheroes

Der Countdown beginnt.

„Fünfundzwanzig, Vierundzwanzig, ...“

Nur noch wenige Sekunden trennen uns von der Vollendung unserer Mission. Was die Medien daraus machen werden, ist ihre Sache. Sollen sie uns doch als Monster darstellen, wenn sie wollen. Wen kümmert es? Egal was sie sagen, wir wissen, dass wir Helden sind und für genügend Leute sein werden.

„Zweiundzwanzig, Einundzwanzig, ...“

Nicht mehr lange, dann werden alle Schwierigkeiten und die harte Arbeit sich gelohnt haben. Das Missfallen meiner Familie an meinem Vorhaben, die vielen Wochen und Monate, alle schlaflosen Nächte werden sich ausgezahlt haben. Der Verzicht auf ein normales Leben, alle kraftraubenden Diskussionen mit Vorgesetzten und langwierigen Formalitäten werden nicht umsonst gewesen sein.

„Neunzehn, Achtzehn, ...“

Ich kann mich noch gut erinnern an die Zeit, als ich neu dazu kam. Keine Ahnung von Irgendwas. Ich musste alles aufholen, mich an die Menschen gewöhnen, ob ich sie nun mochte oder nicht und lernen mit der Arbeit klarzukommen. Nur durch den Glauben daran, dass wir das Richtige tun, hielt ich es aus. Inzwischen sind wir zu einer großen Gemeinschaft geworden, verbunden durch das gleiche Ziel.

„Sechzehn, Fünfzehn, ...“

Es gefällt mir darüber nachzudenken, was danach kommen wird. Erwarten uns ruhige Tage? Brechen Sturm und Blitze über uns ein? Wird alles so wie jetzt sein? Wird uns ein langweiliger Alltag erwarten? Könnten wir diesen noch ertragen?

„Dreizehn, Zwölf, ...“

Die seit Monaten auf unseren Schultern lastenden Erwartungen werden für ein letztes Mal um ein Vielfaches schwerer. Es sind nicht nur unsere Erwartungen. Es sind die unserer Vorgesetzten. Die unserer Familien. Die all jener, die an uns glauben.

„Neun, Acht, ...“

Ich muss mich konzentrieren. Scheitern ist ausgeschlossen. Undenkbar, jetzt, wo wir so nahe dran sind und schon so oft gedacht hatten, dass wir aufgeben müssten, zu versagen. Ich sehe mir alle um mich herum an. Nein. Nicht jetzt.

„Fünf, Vier, ...“

Das Adrenalin steigt. Ob alles klappt? Ob wir das richtige tun? Und aus dem richtigen Grund? Ein letztes Stoßgebet verlässt meine Lippen.

„Eins“

Ein Countdown mit Unterbrechungen. Spannend und zu Mutmaßungen einladend, wer diejenigen sind, die etwas Spektakuläres vorhaben, wofür sie sich selbst als Helden halten, oder die Presse sie „Monster“ nennen wird ... Was sind die Erwartungen „unserer Familien“ „unserer Vorgesetzten“? Die ja wohl enttäuscht werden? Hier sind ja keine „braven Buben“ am Werk. Eher „schwere Jungs“... Handelt es sich um etwas Legales oder doch eher Illegales, einen Lausbubenstreich oder gar um Terroristisches? Der Text macht eindrucksvoll die Aufregung plausibel. Auch wir, die rätselnden Leser, haben wie der Eleve in seiner Gruppe (Gang?) „keine Ahnung von irgendetwas“. Ein gelungenes literarisches „Auf die Folter spannen“! Ein literarisches „Suchbild“...

Alois Brandstetter

3. Platz
Maren Michl
Peraugymnasium



Ich heiße Maren

Michl, bin 17 und gehe in die 7D des Peraugymnasiums in Villach. Wenn ich am Nachmittag nicht gezwungen bin, Vokabeln auswendig zu lernen oder mich mit Vektoren herumzuschlagen, backe ich gerne oder spiele Klavier. Den Rest meiner Zeit verbringe ich damit, Serien zu schauen (Sherlock, Game of Thrones) oder Bücher zu lesen. Mein Lieblingsbuch war ursprünglich die Harry Potter-Reihe, bis J.K. Rowling mit The Cursed Child alles vermasselt hat, jetzt schwanke ich zwischen Herr der Ringe und Das Lied von Eis und Feuer (Game of Thrones). Warum ich schreibe, weiß ich nicht wirklich, es gefällt mir mit Wörtern zu spielen, Stilfiguren zu verwenden, Spannung aufzubauen und dann zu beobachten welche Wirkung es hat, deswegen schreibe ich auch für die Schülerzeitung und bin Youth Reporter beim Österreichischen Jugendportal.

25 Tasten

Eine geschmeidige, weiche Melodie, die mich umhüllt, einladend und beschützend. Die eleganten Finger, die mit Leichtigkeit über die Tasten huschen. Drei weiße Tasten, eine schwarze, dann wieder zwei weiße. Es ist ein Tanz, dessen Choreografie ich nicht kenne, ein Kampf, dessen Strategie ich nicht verstehe, ein Spiel ohne Regeln. Aber ich kann den Klang der Schritte, das Brechen der Lanzen, das Fallen der Würfel hören. Ich kann diese Welt nicht erfassen, aber mich ihrer Anziehungskraft auch nicht entziehen. Die Anziehungskraft meiner Schwester am Klavier. Zwei weiße und eine schwarze Taste. Stundenlang konnte ich dasitzen und ihr zuhören, und stundenlang konnte sie spielen. Meistens spielte sie vom Blatt. Sie erzählte mir Geschichten ohne Worte, das Klavier ersetze ihre Stimme mit seinem Klang. Ihre Finger schwebten erst sanft wie Schmetterlingsflügel über die Tasten, nur um kurz darauf wie ein Orkan darüber zu fegen und die Flügel zerreißen zu lassen. Manchmal spielte sie, als wären ihre Finger Heuschrecken, die, anstatt sich zwischen Gras zu verstecken, auf den Tasten herumhüpften. Oder sie prasselten wie Regen auf das Klavier, gefolgt von Tönen warm wie der Sonnenschein. Notenblätter hatte sie da längst hinter sich gelassen, die Geschichten waren ihre eigenen. Eine weiße Taste und dann schnell hintereinander zwei schwarze. Natürlich hat sie versucht, es mir beizubringen. Sie zeigte mir die Noten mit den dazugehörigen Tönen, aber ich merkte sie mir nicht. Wir zeichneten die schwarzen Notenköpfe gemeinsam ein, als Tierfiguren oder lustige Schlangenlinien, ohne Erfolg. Sie hatte ein Universum vor ihren Augen, jede Note ein Stern, den es zu lenken galt, ein Planet, den sie in seiner Umlaufbahn beschleunigen oder bremsen konnte. Vor meinen Augen war ein Blatt Papier. Darauf verteilt einzelne schwarze Punkte zwischen dünnen Linien. Noten. Noten, die mir nichts sagten, die ich nicht sehen konnte, wie sie es tat. Zwei weiße und eine schwarze Taste, dann noch eine weiße. Aber ich wollte es können, wollte auch in diese Welt eintauchen. Also setzte ich mich ans Klavier und legte meine Hände darauf ab. Wo sie mühelos die Distanz zwischen den Tasten überbrückte, konnte ich mit meinen kurzen Fingern nur die nebenliegenden erreichen. Während sie mit der schlafwandlerischen Leichtigkeit einer Ballerina die Töne traf, hörte sich meine Melodie an, als würde ein alter Elefant über die Tasten humpeln. Jeder Ton, den ich erzwang, klang jämmerlich falsch in der Stille des Zimmers, durch das sonst harmonische Melodien zogen. Keine einzige Taste wollte mir gehorchen, kein Ton sich an den anderen reihen. Und ich nahm die Hände von den Tasten und weinte. Weinte, weil ich mir dumm und plump vorkam, weil ich mir so sehr gewünscht hatte, wie sie zu sein, und ein bisschen auch, weil mir ihre Welt für immer verschlossen bleiben würde. Eine schwarze und eine weiße Taste, gleichzeitig. Aber

ich sah ihr zu. Verfolgte, welche Tasten sie in welcher Reihenfolge anschlug, und mit welcher Geschwindigkeit. Merkte mir den Ablauf ihrer Bewegungen, ließ meine Finger im gleichen Takt auf den Boden trommeln. Und sie bemerkte es. Und spielte ein einfaches, langsames Stück. Und ich ahmte sie nach. So lange bis ich es konnte. Immer und immer wieder, während ich sie inzwischen schon synchron begleitete. Eine einzelne weiße Taste mit langgezogenem Nachhall. Plötzlich drehte sie sich um und streckte mir einladend die Hand entgegen. Ich ergriff sie. Und dann saß ich neben ihr auf dem Klavierhocker. Meine kurzen tollpatschigen kleinen Hände neben ihren großen schlanken auf dem Klavier. Sie lächelte mich an und legte meine Finger über ihre. Langsam schlug sie den ersten Ton an, dann den zweiten und den dritten, etwas schneller hintereinander. Gemeinsam spielten wir das Stück zu Ende, und gemeinsam fingen wir von vorne an. Ohne Notenblätter, ohne den Drang, mich beweisen zu müssen. Nur zwei Schwestern am Klavier. Wir spielten lange, bis tief in die Nacht hinein, und meine Finger fanden die richtigen Tasten ohne ihre Hilfe, während sie eine Oktave höher spielte. Vier Hände, aber das gleiche Lied. Zwei weiße und eine schwarze Taste, gefolgt von einer leise gespielten weißen. Ich kann mich an keine Zeit erinnern, in der das Klavier nicht dastand, hoheitsvoll in der Mitte des Zimmers, schwarz glänzend. Und meine Schwester auf dem Hocker davor mit den Händen auf den weißen und schwarzen Tasten. Jeder einzelne Ton ist in meiner Erinnerung verankert, von den bedrohlich dumpfen am unteren Ende über die wohlklingend tiefen bis zu den verspielten neutralen in der Mitte, und dann weiter zu den glöckenhellen Tönen und den schrillen Schreien einer Todesfee am oberen Ende. Ein Klang für jedes Gefühl, eine Melodie für jede Stimmung, und ein Lied nur für uns beide. Eine weiße Taste, dann zugleich eine schwarze und eine weiße. Jetzt sieht das Klavier nicht mehr so groß und mächtig aus, nach all den Jahren. Es ist schon alt und an manchen Stellen sind Kratzer, aber im Inneren schlummert immer noch der alte Klang. Gestern hat sie mir ein neues Stück vorgespielt, fast kann ich ihre Finger noch über die Tasten fliegen sehen, ihre Wärme spüren. Meine Hände sind jetzt so groß wie ihre, aber trotzdem wirken sie deplatziert auf dem Klavier. Am liebsten würde ich auf die Tasten einschlagen, sie einzeln herausreißen und mich von dem kreischenden falschen Klang der reißenden Saiten verspotten lassen. Aber das würde sie nicht wollen, ein zorniges schnelles Lied, bei dem die Finger auf die Tasten einhämtern, ja, aber keine Zerstörung. Nur kann ich kein zorniges Lied spielen, das nur so über die Tasten wütet, nicht so, wie sie es könnte. Also spiele ich das einzige, das ich kann, jede Note für sich, erst leise, andächtig, die nächsten schnell, verletzt, wütend, mit einem verbissenen Zug im Gesicht, die letzten sehr leise und schmerhaft traurig. Eine Träne tropft auf das schwarze Holz und spiegelt mich, ein verweintes, hilfloses Geschöpf. Und zum Schluss zwei weiße Tasten. Das war unser Lied. 25 Noten, 25 Tasten hintereinander, aufgereiht wie eine Perlenkette. Und jede von ihnen eine Perle, eine Erinnerung, eine Geschichte, zwischen meiner Schwester und mir. Sanft streiche ich über die Tasten, wie sie es früher tat, bevor ich den roten Stoff darüber lege und den Deckel schließe. Ein dumpfer Klang, dann ist zum ersten Mal seit vielen Jahren Stille im Raum. Ein drückendes Schweigen, in dem der Nachhall unserer 25 Töne verklingt. Nie wieder werde ich sie spielen, so wie auch sie sie nie wieder spielen wird.

(Anmerkung des Autors: Das erwähnte Lied mit 25 Noten besteht aus den im Text vorkommenden schwarzen und weißen Tasten.)

Ein Text, der anschaulich bis ins kleinste Detail ein großes Thema darzustellen vermag: die Zauberkraft der Musik. In dieser intimen, berührenden Geschichte über zwei Schwestern belauscht und beobachtet die jüngere das virtuose Klavierspiel der älteren und findet so in das Reich der Klänge und Rhythmen hinein. Und überwindet ihre Tollpatschigkeit, indem sie zusammen mit der älteren die 25 Tasten eines gemeinsamen Lieds erlernt – eine Erkennungsmelodie für's Leben. Bildhaft und nuancenreich gestaltet der Text die Welt der Klänge und Emotionen und mündet in einen geheimnisvollen Schluss, der uns bewegt.

Anke Bosse

„Gelernt“

1. Gelernt zu gehen.
2. Gezwungen zu kriechen.

3. Gelernt zu sprechen.
4. Gezwungen zu schweigen.

5. Gelernt zu träumen.
6. Gezwungen wach zu sein.

7. Gelernt zu entwickeln.
8. Gezwungen still zu stehen.

9. Gelernt zu reisen.
10. Gezwungen zu bleiben.

11. Gelernt zu tolerieren.
12. Gezwungen zu hetzen.

13. Gelernt zu bauen.
14. Gezwungen zu zerstören.

15. Gelernt zu schenken.
16. Gezwungen zu gieren.

17. Gelernt zu ruhen.
18. Gezwungen zu eilen.

19. Gelernt zu verzichten.
20. Gezwungen zu verlangen.

21. Gelernt zu lieben.
22. Gezwungen zu hassen.

23. Gelernt zu denken.
24. Gezwungen zu parieren.

25. Gelernt trotzdem durchzuhalten.

Gebt uns zurück, was wir einst lernten!

Fünfundzwanzig

Weiß. Ohne Verzierung, ohne Schrift. Wie jedes Jahr. Unpersönlich, und doch so persönlich. So steht die Kerze auf unserem Küchentisch. Durch das große Fenster fällt das Licht der Sonne herein. Bald wird sich der Himmel rot und gelb verfärbten, wenn dieser gewaltige Lichtspender hinter der Gebirgskette verschwindet.

Dann werden wir ins Auto steigen, wie jedes Jahr. Wie seit zehn Jahren. Heute hat er Geburtstag. Seinen fünf- und zwanzigsten. Wir würden das feiern, wenn er noch da wäre. Unser Wolfgang.

Ich denke nicht mehr so oft an die Geschehnisse von vor zehn Jahren. Eigentlich überhaupt nicht mehr. Auch der Schmerz hat nachgelassen. Um ehrlich zu sein, ich weiß nicht einmal mehr, wie seine Stimme klang, wie er sich bewegte, wie groß er war. Ich muss sein Bild heraussuchen, um mich zu vergewissern, welche Augenfarbe er hatte. Unser Wolfgang.

Genau genommen denke ich meist nur an seinem Geburtstag an ihn. Und dann stürze ich. Wie oft es mir dann leid tut, wenn ich wenig Zeit für ihn hatte. Oft, zu oft habe ich gesagt, dass ich keine Zeit habe. Zu oft habe ich mich über ihn beschwert, habe über ihn geschimpft. Jetzt bereue ich es. Jedes böse Wort, das ich ihm gesagt habe, fällt mir ein. Immer wieder liest und hört man von Todesfällen. Aber wer denkt dabei, dass es das eigene Haus treffen kann? Die eigene Familie? Das eigene Kind?

Ich frage mich, wer an seinem Tod schuld ist. Ich oder er. Oder sein Freund. Wolfgang war sicher schuldlos, denn er saß nicht am Steuer. Ich sage immer, dass es Marks Schuld war. Er hatte das Motorrad gelenkt. Er hatte die Geschwindigkeitsbegrenzung überschritten. Er hatte nicht aufgepasst. Es ist immer leichter, einem anderen die Schuld zu geben. Man könnte jedoch genauso sagen: Wenn ich Zeit gehabt hätte, wenn ich ihn nicht gehen lassen hätte, dann wäre er wahrscheinlich noch am Leben. Dann würden wir jetzt feiern. Vielleicht wäre er mit seiner Familie hier? Ob er Familie hätte? Eine nette Frau? Kinder? Wie er jetzt wohl aussehen würde. Wenn er nicht verunglückt wäre.

Ich sollte aufhören zu denken, aufhören, mich zu erinnern. Es treibt mich in den Wahnsinn. Das Mittel dagegen ist nicht weit. Ein Mittel, das mich eine Zeit lang vergessen lässt. Es wäre nicht das erste, wahrscheinlich auch nicht das letzte Mal, wenn ich diesem Verlangen nachgebe und den Schnaps heraushole.

Aus Erfahrung weiß ich aber, dass es mir danach nicht besser gehen wird. Zu oft habe ich nachgegeben, auch diesmal wieder. Der Geruch des Alkohols erinnert mich an Krankenhaus, an Autopsiesaal. Seine ganze Brust war eingequetscht gewesen, das Gesicht zerkratzt, zerschürft, zerschnitten. Trotz allem hatte ich ihn erkannt. Der Schmerz, den ich fühlte, war unbeschreiblich. Dabei kam er nicht sofort. Anfangs hatte ich mich taub gefühlt, hatte versucht, zu verstehen, was da passiert war. Mit der Erkenntnis kam der Schmerz. Verstehen kann nur der, der schon dasselbe gefühlt hat. Ich versuchte, die Realität zu ertränken, wie ich es immer noch versuche. Ich lasse die Flasche nicht los, der Alkohol lässt mich nicht los. Dabei hatten mir alle versichert, dass ich nichts dafür könne. Dass es nun mal Schicksal sei.

Es ist so dunkel. Wir werden bald fahren. Ich möchte nicht. Ich will hierbleiben. Ich will mit meinem Wolfgang reden, mit ihm seinen Geburtstag feiern. Ist es nicht traurig, mein Junge? Du hast Geburtstag, du wirst fünf- und zwanzig, und wir denken trotzdem nur so kurz an dich. Du stehst vor mir in der Küche, siehst mich an. Bist du wütend auf mich? Du redest nie ein Wort, nie! Wann immer du kommst, du schweigst. Sehe ich Trauer in deinen Augen? Eine schmucklose Kerze als einziges Geschenk. Nichts anderes. Keine Torte, keine Liebe, keine Freude. Nicht einmal eine Jahresverrichtung.

Ich verstehe dich. Auch ich wäre darüber betrübt. Geht es dir eigentlich gut? Willst du heute noch andere besuchen? Ach ja, du redest nicht mit mir, Wolfgang. Was möchtest du? Mehr Zeit? Jemanden, der an dich denkt? Ich würde es dir gerne geben, aber heute geht es nicht. Hörst du? Sie hupen schon. Sie können es nicht erwarten, die Fahrt zum Friedhof endlich hinter sich zu bringen. Ich muss gehen. Das wirst du doch wohl verstehen, oder? Ja, ich bliebe auch viel lieber bei dir. Aber sie warten doch auf mich. Ich könnte aber auch bleiben. Würdest du dann mit mir reden? Ja? Das würde mich freuen. Gut, ich bleibe. Sie sollen auch kommen. Vielleicht freuen sie sich, dich zu sehen. Du willst nicht? Dann sollen sie warten, warten, bis sie zerfallen. Aber hör doch, sie rufen! Es tut mir leid, ich muss gehen. Ein anderes Mal, okay? Schau nicht so. Wir sehen uns sicher bald. Und dann habe ich alle Zeit der Welt.

Rede anlässlich des 25. Jubiläums des Junior Bachmann Literaturwettbewerb

Sehr verehrte Damen, sehr verehrte Herren,
sehr verehrte Preisträgerinnen und Preisträger,
sehr verehrte Jurorinnen und Juroren,
im Jahr 1993 hat sie begonnen, die „Ära“ des Junior Bachmann Literaturwettbewerbs. Siegerinnen und Sieger wurden geehrt, literarische Werke wurden von uns Schülern geschrieben. Die Literatur, das Schreiben und Verfassen von Schriftwerken ist seit vielen Jahrhunderten Teil unseres menschlichen Lebens. Wenn Historiker über die griechische Antike sprechen, beginnen sie meist mit den Philosophen. Diese waren die wohl ersten „Schriftsteller“, die sich mit dem Aufbau und der Entstehung der Welt sowie dem Wesen des Menschen beschäftigt haben. Thales hielt das Wasser für den Urstoff der Welt, aus dem auch der Mensch entstanden ist; Heraklit das Feuer, Demokrit und Leukipp sprachen schon von den Atomen. Aber sind wir Menschen wirklich nur ein Körper bestehend aus unendlich vielen Atomen? Was zeichnet uns Menschen eigentlich aus?

Wir neigen dazu, uns selbst nach dem Erfolg im Leben zu beurteilen: das heißt, die Benotung und Punktzahl unserer Tests und die Höhe unserer Gehälter sind die Werte, die laut Meinung der großen Masse etwas über uns Menschen aussagen. In einer Gesellschaft, die auf Konkurrenz und Innovation baut, ist das nur natürlich. Schon in der Steinzeit war der bessere Jäger dem schlechteren Jäger überlegen. Aber reduzieren wir uns dadurch nicht nur auf die monetären Werte? Was ist mit Toleranz, Hilfsbereitschaft, Zivilcourage, Respekt, Verantwortung gegenüber unseren Mitmenschen und der Natur? Ich habe ein Wort gefunden, das diese Charakterzüge des Menschen, die uns als Menschen auszeichnen, umschreibt: Menschlichkeit. Das, was uns zu dem macht, was wir sind, ist die Menschlichkeit.

Auf Wikipedia findet man diese Definition: „Der Begriff bezieht sich in seiner [...] Bedeutung auf alles, was Menschen zugehörig oder eigen ist – insbesondere auf das, was den Menschen von Tieren unterscheidet.“ Wir sind tolerant gegenüber anderen Menschen, anderen Religionen, anderen Ansichten. Nicht ohne Grund suchen viele Menschen in Not bei uns in Deutschland Zuflucht, weil sie auf unser Verständnis und unser Vertrauen bauen. Wir sind hilfsbereit, sei es wenn man der älteren Dame in der Straßenbahn seinen Sitzplatz anbietet oder einem Obdachlosen etwas Geld in die Mütze wirft. Wir sind couragierte, treten für unsere eigene Meinung ein und scheuen uns nicht, bei Ungerechtigkeiten einzutreten. Wir sind respektvoll im Umgang miteinander. Das wird uns von klein auf beigebracht, angefangen im Kindergarten bis ins hohe Alter. Man lernt schließlich niemals aus. Wir sind verantwortungsbewusst gegenüber unseren Mitmenschen und der Natur. Wie viele von Ihnen hier im Saal tragen Verantwortung für ihre Mitmenschen, sowohl im Berufs- als auch im Privatleben? Ich wette, fast jeder. Wie viele von Ihnen haben eine Photovoltaikanlage auf dem Dach oder nutzen erneuerbare Energien? Wie viele von Ihnen fahren mit dem Fahrrad zur Arbeit oder in die Schule, der Umwelt zuliebe?

Doch nicht nur unsere Charaktereigenschaften machen uns zu dem, was wir sind. Natürlich, auch unser äußeres Erscheinungsbild ist charakteristisch für jedes Individuum. Es gibt zwar Unterschiede in Größe, Hautfarbe, Augen, Gesichtsform, Haarfarbe, und, und, und, aber grundsätzlich sind wir alle gleich zusammengesetzt: zwei Füße, zwei Beine, ein Oberkörper, zwei Arme und ein Kopf. Doch in unserem Kopf ist das, was uns von den Tieren unterscheidet, was schon Seneca genannt hat: Die Vernunft, die Fähigkeit zu denken. Mit ihr können wir sinnvolle Entscheidungen treffen, rational beurteilen und vernünftig handeln.

Sprache ist charakteristisch für uns Menschen. Wie aber hätte Sprache ohne das Denken erfunden werden sollen und sich entwickeln sollen? Architektur ist die Vollendung der vom Menschen geschaffenen Kunst. Wie aber hätten es die Inkas geschafft, Tempel zu bauen, ohne ihren Verstand zu benutzen? Kultur macht uns als menschliche Gattung aus. Wie aber hätte diese überhaupt entstehen können, wenn wir alle nur geistlose Wesen gewesen wären? Unsere Menschlichkeit soll uns menschlich machen. Aber um menschlich zu handeln, muss man doch auch erstmal seinen Kopf einschalten.

Wir bestehen nämlich nicht nur aus Atomen, sondern haben in uns das, was uns ausmacht: unser Denken.

Auch die Literatur hätte es ohne das vernünftige Denken der Menschen niemals gegeben. Und seien wir mal ehrlich: Es würde uns fehlen, in Büchern zu schmökern, Geschichten zu hören und für den Junior Bachmann Literaturwettbewerb unsere ersten literarische Werke zu schreiben. Und deswegen sind wir ja heute Abend hier, wir, wir Menschen, um diese Werke zu ehren und zu würdigen.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen einen interessanten Abend. Lassen Sie sich von den Meisterwerken unseres menschlichen Denkens verzaubern und in die zauberhafte Welt der Literatur einführen.

Vielen Dank.

„Die Stunde Fünfundzwanzig“

Die Wolken brechen, Regen fällt
auf Wüste, öd und karg.
Was sonst alles am Leben hält,
platscht nun auf ihren Sarg.

Gezimmert haben wir ihn noch,
gar reichlich ihn verziert.
Statt ihn zu heben in sein Loch,
sind wir zuvor krepiert.

Der Mensch war nur für eines gut,
er schürte Angst und Schrecken.
Durch seine Habgier, Macht und Wut,
ließ er die Welt verrecken.

Wir mühten uns, ersuchten, ihr
den letzten Stoß zu geben,
doch mit der Welt starben auch wir,
denn sie war unser Leben.

Ob reich ob arm, ob groß ob klein,
ob dünn ob fett gar ranzig.
Die Lebensuhren froren ein,
bei Stunde fünfundzwanzig.

Es war der Welt der schönste Tag,
bevor wir sind gekommen.
Denn erst des Menschen Herzeschlag
hat's Leben ihr genommen:

Ein Uhr, der Himmel, schwarz wie nie,
sehnt sich dort droben nach dem Licht.
Dort unten, friedlich, schlummert sie,
denn Sorge kennt die Welt noch nicht.

Die Zeit vergeht, die Stunde drauf:
Ein Licht kommt aus der Ferne.
Ein matter Schein, der Mond taucht auf,
es funkeln erste Sterne.

Der weichen Züge glatte Haut,
von diesem Licht erhellt,
birgt unter sich, kompakt verstaut,
die Liebe dieser Welt.

Aus zwei wird drei, aus drei wird vier.
Kein Ton die Stille bricht.
Die Welt, sie liegt noch träumend hier,
ein Lächeln im Gesicht.

Der Traum, er zeigt die tollsten Dinge,
sie kann's kaum erwarten aufzusteh'n.
Um alles, was der Tag ihr bringe,
mit eignen Augen anzuseh'n.

Die Welt, zur sechsten wird sie wach,
hebt langsam ihre Lider.
Schon spiegelt ihr das Himmelsdach
die kühnsten Träume wider.

Der Sonne Strahlen treiben fort
das Dunkel, das verblieben.
Das warme Hell durchströmt den Ort.
Es ist die Stunde sieben.

Ein Windstoß hebt das Haar der Welt,
die achte Stund bricht an.
Und auf der Erde blauem Zelt
bläst Wolken er heran.

Der Tropfen Tanz die Luft erfüllt,
benetzt des Bodens Erde.
Bald ganz vom Lebensquell verhüllt,
auf dass dort Leben werde.

Die zehnte kommt, die neunte geht,
und wo der Regen goss,
nun ringsherum das Leben steht,
als starker, grüner Spross.

Und wo einst stille Leere war,
säumt nun ein Wald die Flur
und bringt die schönsten Früchte dar,
schon elfmal schlägt die Uhr.

Um Mittag blickt die Welt das Meer,
von Tropfen wohl gespeist.
Stellt staunend fest, es ist nicht leer:
Ein Fisch das Nass durchkreist.

Auf eins des Zeigers Spitze zeigt,
als an des Wassers Rand
das Leben aus dem Wasser steigt:
Es läuft nun durch den Sand.

Und ehe sie noch munkeln kann,
was denn ihr noch verschwiegen,
bricht längst die nächste Stunde an,
die Vögel lernen fliegen.

Umringt vom Leben, nicht allein,
könn't schöner für die Welt nicht sein.
Denn rundherum herrscht Frieden,
wär's doch dabei geblieben...

Um fünfzehn Uhr, da werden wir
gesetzt in all das Schöne hier.
Die Welt uns nur von fern beschaut,
sofort den Menschen sie misstraut.

Und was vermutet, das tritt ein,
der Mensch beginnt das Menschensein:
Schlag vier sind dort, wo einst warn Wälder,
dank Menschens Hand nur tote Felder.

Schlag fünf: Was lebte, ist nun tot,
von Blut der Erde Boden rot.
Es blutet auch das Herz der Welt,
denn was einst schön war, ist entstellt.

Schlag sechs, es ist kein Platz mehr frei.
Die Menschheit spaltet sich entzwei.
Doch ob sie hungern oder fressen,
ein jeder leidet unermessen.

Die Tiere tot, kein Grün zu sehen,
doch Menschens Wahn wird weitergehen.
Schlag sieben greift Mensch Menschen an,
weil er sonst nichts mehr töten kann.

Zu fremd, um kollektiv zu leben,
kann Mensch dem Mensch nur Krankheit geben.
Schlag acht hat dieser ungeniert,
die Welt mit solcher infiziert.

Schlag neun ergreift der Mensch die Welt,
tut das, was einzig ihm gefällt:
Versklavt sie, schlägt sie, raubt sie aus,
er ist die Katze, sie die Maus.

Der Welt versagen nun die Glieder,
sie sackt entkräftet in sich nieder.
Schlag zehn ist sie der Liebe leer.
Ihr Herz, es pocht, doch lebt nicht mehr.

Schlag elf, die Welt, dem Tod geweiht,
ersehnt zurück die schöne Zeit.
Einzig der Mensch ihr helfen kann,
doch keiner nimmt sich ihrer an.

Das Herz durchzuckt ein letzter Krampf,
die Welt verliert den Todeskampf.
Schlag zwölf hat Mensch zur Mitternacht
sein Wahnsinns Werk vollends vollbracht.

Nun stellen wir uns diese Fragen:
Wie oft hör'n wir die Glocke schlagen?
Wie viel kann uns're Welt ertragen?
Wann wird ihr schwaches Herz versagen?

Denn was wir haben, reicht nie aus,
wir kriegen nicht genug.
So bau'n wir unser aller Haus,
auf Gier, Neid und Betrug.

Denn den wir lieben, gibt es nicht
und jedem wird misstraut.
So haben wir, vor unsre Sicht,
die Mauern längst erbaut.

Denn was in unsrer Brust einst war,
gefüllt mit guten Werten,
wird nun zu Stein und läuft Gefahr,
bald gänzlich zu erhärten.

Denn eines haben wir verlernt,
was einzig hält am Leben.
Das Wichtigste der Welt entfernt:
Durch Leben Leben geben.

Ein jeder falscher Wert ist Glied
der Kette, die der menschlich Schmied
gefertigt und sich umgehängen
und sich dabei hat selbst gefangen.

Drum lasst uns
lieben, statt zu hassen,
statt zu töten – leben lassen!
Statt zu wüten, lasst verzeihen,
statt zu fesseln, lasst befreien!
Statt zu klagen, lasst uns lachen,
statt zu sterben – aufwachen!
Lasst uns sprengen diese Ketten,
dann kannst du deine,
dann kann ich meine,
dann können wir unsere
Welt noch retten!

elephantastische leere

wir lagen, starr vor fröhlichkeit
im grab, weit unter der erde
jedem wispern fern
frei vor leben
mit einem plastik grinsen im gesicht
betäubt vom jazz
voll wachsender, lähmender glückseligkeit
das licht wechselte von schwarz zu grau
vergessen es beklemmend
schweifen ab vom leben
in längst vergess'ne hoffnungen, wünsche, träume
wie quietschegelber samt
wirbeln in uns'rer gehässigen, elephantastischen leere
fühlen uns wie kunst
aus uns'rem puppenleben
voll kaltem tee und empathie
erfüllt vom letzten einhorn
sitzen artig in ihrem blütenkleid
denken ans karibu im garten
starren mit glühend roten augen
auf den neonblauen wal
100 dollar küsse in einer weiteren nacht
wir singen den tod besser
25 glasglocken über verstaubten rosenknospen
den göttern uns'rer zeit voraus
in unseren wänden bemalt
verloren im verkohlt verkümmerten herzen
gefangen im bann der starren augen
eine transzendenz der menschlichen existenz

23,24,25...

Es fühlt sich an wie Feuer. Feuer, das sich in deiner Blutbahn ausbreitet, dich von innen verbrennt. Es fühlt sich an wie Bienen in deinem Ohr. Ein Schwarm von Bienen, der nicht aufhört zu summen. Wie das Geräusch eines Vorschlaghammers, das dich immer und überall begleitet. Als ob Schmerz nicht existieren würde, bis du blutest und deine Narben verstecken musst. Dein Herz rast, die Handflächen schwitzen. Wieso starrt dich jeder an? Du ringst nach Luft, hältst aber deinen Atem an, damit es niemand merkt. Deine Lungenflügel verengen sich. „Ich sterbe.“ Das ist, was du denkst. Tränen überrollen dein Gesicht, als du versuchst zu entkommen. Bis du realisierst, dass es nicht funktioniert. Du kannst nicht vor dir selbst und deinen Dämonen fliehen. „23, 24, 25...“, zählst du.

Da. Da kommt es wieder. Es fühlt sich an als würde jede Zelle in deinem Körper explodieren, mutieren, sich verwandeln. Du bist nicht mehr du. Dein Herz. Oh Gott, dein Herz. Wirst du überleben? Es hört sich an wie ein wildgewordener Schlagzeuger, der willkürlich seine Wut am Instrument auslässt. Nein, nicht schon wieder. Du reißt die Haut von deinen Lippen, bis sie bluten, du kaust an deinen Nägeln, stampfst ständig mit dem Fuß auf den Boden und beißt dir auf die Innenseite der Wangen. Alles, ohne es zu merken. Augenkontakt. NEIN! Du musst ihn vermeiden. DU MUSS ES EINFACH TUN! Nicht, weil du nicht zuhörst, sondern weil du nur deine Stimme beachtest, die zwei Oktaven zu hoch ist und viel zu schnell sämtliche Wortaneinanderreihungen vertont, die vermutlich keinen Sinn ergeben. „23, 24, 25...“, zählst du.

„Bitte lass es aufhören!“, bettelst du. Es setzt wieder ein. Du ertrinkst, brennst, verdurstest, wirst von einem Blitz getroffen. Gleichzeitig. Du willst dich bewegen. Aber du kannst nicht. ES GEHT EINFACH NICHT. Alles dreht sich..., dreht sich..., dreht sich... ES HÖRT EINFACH NICHT AUF. Keine Handlungen, Gespräche, Interaktionen, Bewegungen. Nur Gefühle. Und du fühlst sie alle auf einmal. „23, 24, 25...“, zählst du.

WANN HÖRT ES ENDLICH AUF? Du zitterst. Deine Muskelkontraktionen nehmen dir die letzte Kraft. Du kannst keine Nummer wählen, weil deine Finger ständig andere Zahlen drücken. Du zitterst, bis du dein Handy fallen lässt.

Dir ist kalt. Nein, heiß. Nein, BEIDES. Du zitterst noch immer, doch nun verteilen sich Schweißtropfen auf deiner Stirn. Dein Kiefer. Es tut weh. Du hast es die ganze Zeit zusammengepresst. Deine Augen nehmen alles nur noch verschwommen, verzehrt, ineinanderlaufend wahr. WIESO BRENNEN SIE SO?

„23, 24, 25...“, zählst du und vielleicht verstehen Sie jetzt etwas besser, wie es ist mit Panikattacken zu leben. ES HÖRT EINFACH NICHT AUF.

Chaos hoch 25

25. November. Endlich dieser wichtige Tag in meinem Leben, auf den ich mich so lange vorbereitet habe. Meine Freunde würden mich mit Sicherheit als sehr chaotisch beschreiben, aber dieser Tag verlief mehr als chaotisch. Es war mein allererster Arbeitstag in einer Anwaltskanzlei. Ein eigentlich ganz normaler, verregnete Novembermontag verwandelte sich durch diesen Termin in einen nicht mehr ganz so normalen Tag. Am Abend vor dem 25.November, also am Sonntag, beschäftigte ich mich mit Fragen, die sich eine 25jährige Frau in der heutigen Zeit nun mal stellt. Die wichtigste Frage, die ich mir gestellt habe, war, was ich morgen anziehen soll. Die Antwort? „Keine Ahnung, du hast nichts zum Anziehen“. Nachdem ich eine Ewigkeit vor dem vollen Kleiderschrank „mit nichts zum Anziehen“ gestanden hatte, konnte ich mich endlich zwischen den 25 Kleidern, die ich besaß, entscheiden. Es war das neue, graue Strickkleid , welches ich im Angebot um 25 Euro ergattert habe. An diesem Abend ging ich früh ins Bett, um für morgen fit und gut ausgeschlafen zu sein. Nach langem Hin und Her - Wälzen im Bett, vor Sorge, den um 6:25 gestellten Wecker zu überhören und zu spät zum ersten Arbeitstag zu kommen, schliefe ich endlich ein.

Als ich an diesem 25.November meine noch verschlafenen Augen öffnete und aus dem Fenster sah, ahnte ich Böses. Die Sonne schien bereits durch die Schlitze meiner Jalousien, die Baustellenarbeiter stemmten bereits den Asphalt und ich lag noch gemütlich im Bett. Ich sollte um 6:25 aufstehen, doch die Sonne im November strahlt erst viel später am Morgen durch mein Fenster und die Arbeiter beginnen erst um halb acht. Der Blick auf mein Handy bestätigte meine Vermutung. Ich habe verschlafen. Den Wecker für Dienstag und nicht für Montag gestellt. Die Sorge, den Wecker zu überhören, war also unbegründet, da kein Wecker vorhanden war. 7 Uhr 59. Mein erster Arbeitstag beginnt um 8 Uhr 25. Ich sprang aus dem Bett, nach einem kurzen „mir ist schwarz vor den Augen Moment“, stieß ich mir erfolgreich den kleinen Zehen auf dem Weg ins Bad. Ab dem Zeitpunkt war meine Multitaskingfähigkeit gefragt. Während meine eine Hand meine Zähne putzte, versuchte die zweite, meine unerwünschten Gäste im Gesicht, namentlich Pickel, zu überschminken. Ich schlupfte in mein Kleid, welches ich mir ja am Vorabend zurechtgelegt hatte. Anscheinend hat es sich meine Katze in der Nacht darauf gemütlich gemacht, sonst wären nicht so viele weiße Katzenhaare darauf gewesen. Aus dem schon bereits erwähnten Zeitmangel, mussten meine blonden Krauselocken heute also auf ihr im wahrsten Sinne des Wortes so heiß geliebtes Glätteisen verzichten.

Ich sah aber nicht nur so aus, sondern lief auch wie ein aufgescheuchtes Huhn zu meinem in der Seitengasse geparktem Auto. Auf dem Weg dorthin verschüttete ich meinen heißen Kaffe mit ohnehin viel zu viel Zucker auf mein Kleid und rutschte zweimal fast auf dem nassen Laub aus. Als wäre in den 25 Minuten zwischen zu spät Aufwachen und Kaffee verschütteten, nicht schon genug schief gelaufen, sah ich die nächste Tragödie an diesem Tag schon auf mich zukommen. Also eigentlich habe ich ja nichts gesehen, das war das Problem. Mein gelbes Chaosauto war einfach nicht mehr da. Weg. Abgeschleppt, wie mir ein alter Mann mit schickem Anzug aus dem Fenster seiner Villa mit den Worten „Schon mal was von Ausfahrt freihalten gehört?“, mitteilte. Er schimpfte, dass er wegen mir zu spät zur Arbeit kommen würde, weil ich ihn blockiert habe. Da hatte ich mit ihm wenigstens eine Sache gemeinsam. Ich hatte eine Pechsträhne, nein, einen ganzen Pechafro um genau zu sein. Kurz vor einem mentalen Zusammenbruch rief ich in meiner Verzweiflung ein Taxi, um zu meiner Arbeit zu kommen. Als ich dann auf der Rückbank im Taxi saß, versuchte ich vergeblich, den Kaffeeleck in Kombination mit Katzenhaaren von meinem Kleid zu entfernen und trug mir einen Lippenstift auf. Natürlich hat der Taxifahrer genau zu diesem Zeitpunkt bremsen müssen und meinen Lippenstift verwackeln lassen. Ich setzte mich bewusst auf die Rückbank im Taxi, um erstens einen möglichen Smalltalk über Wetter und Verkehr zu verhindern und zweitens dem Taxifahrer meinen Anblick an diesem Morgen zu ersparen.

24 Euro 90 krächzte der nach Rauch stinkende Fahrer, ich rundete auf 25 Euro auf und sprang aus dem Auto, ging fünf Schritte im Eiltempo, dann folgte die nächste unangenehme Unterbrechung. Mit meinem sowieso unbequemen Highheel blieb ich in einem Gitter am Boden stecken und halbierte kurzerhand den linken Stöckel. Die andere Hälfte fühlte sich nämlich im Spalt des Gitters wohler als an meinem Schuh. Mit diesem Handicap humpelte ich also die Treppen in den ersten Stock hinauf und erreichte endlich die Anwaltskanzlei, die meine zukünftige Arbeitsstelle darstellen sollte.

Eine junge Sekretärin empfing mich als die „Neue“ und leitete mich an meinen vermeintlichen Chef weiter. Sie warnte mich flüsternd vor, er sei wegen meiner 25minütigen Verspätung etwas gereizt. Ich folgte also den Anweisungen der Sekretärin und ging entlang eines langen Ganges auf die zweite Tür linkerhand zu, zog nochmal mein Kleid in die Länge und kloppte drei Mal. „Na endlich“, tönte es aus dem Raum und ich trat ängstlich ein. Mein Chef erwartete mich und bevor ich ihn zu Wort kommen ließ entschuldigte ich mein Aussehen und meine Verspätung ohne Luft zu holen, ich gab alles und bettelte, um den genervten Mann zu überzeugen, mich nicht raus zu schmeißen, bevor ich überhaupt anfing zu arbeiten. Als ich mit meinem Vortrag fertig war, grinste er und fragte mich, ob er mir nicht bekannt vorkäme. Ich überlegte kurz und dann kam es mir geschossen. Er ist der alte Mann im schicken Anzug aus der Villa, deren Ausfahrt die ich blockiert habe. Und er ist der Mann, der mein Auto abschleppen ließ. „Raten Sie mal, wer heute noch zu spät gekommen ist, weil ein gelbes Auto meine Ausfahrt blockiert hat“, fragte er mit einem fast sympathischen Grinsen. Sie schulden mir einen Kaffe und 250 Euro für den Abschleppservice.“ Was soll ich sagen, jeder stellt sich seinen ersten Arbeitstag anders vor, so hab ich ihn mir auf jeden Fall nicht vorgestellt, aber manchmal gehen Dinge im Leben schief. Auch dieser Tag ging zu Ende, den Wecker für Dienstag, 6:25, habe ich ja schon am Sonntagabend gestellt.

Denk bitte noch einmal darüber nach.

„Ich verstehe dich. Ich kann dich durchaus verstehen, wenn du gehen willst, aber bitte, bitte lass es dir noch einmal durch den Kopf gehen, bitte denke noch einmal darüber nach, denn wenn du gehst, dann wird nichts mehr so sein wie es einmal war. Ich weiß, du stehst nie wirklich vorne, doch denk daran, du bist auch nie ganz hinten, es gibt immer jemanden, der hinter dir steht und dich fängt, falls du fällst, auch wenn es nicht immer den Anschein danach hat. Ich verstehe dich, wenn du sagst, du möchtest nach vorne, einen Schritt tun, einen Schritt aus deinem Schatten, endlich einmal etwas bewirken, zeigen, wer du bist und was du wirklich kannst, den anderen beweisen, zu was du in der Lage bist, aber das ist nun mal nicht möglich, denn es wird immer welche geben, die größer, stärker, besser sind als du, das heißt aber nicht, dass du schlecht bist. So ist das Leben. Dies ist nicht nur dein Los, nein, ein jeder steht mal ganz vorne und dann wieder ganz hinten, an letzter Stelle, allein davon abhängig, wie du es dir betrachtest.“

Aber weißt du, wenn du deshalb gehst, der Meinung bist, nie deine Vollkommenheit erreichen zu können, nichts daran ändern zu können, dann hast du schon verloren. Dann stehst du ganz an letzter Stelle, zerdrückt und des Lebens leid. Wenn du aber deinen Kopf hebst, nach vorne siehst und deinen Platz akzeptierst, deinen Platz, irgendwo in der Mitte, nicht wirklich vorne, aber auch nicht hinten, dann hast du immer noch eine Chance nach vorne zu kommen, vielleicht nicht so wie du denkst, es dir erwartest, sondern anders, auf unerwartete, bisher unbekannte Weise. Solltest du gehen, bleibt dir diese Erfahrung fern, unberührt und wartend. Willst du sie streichen lassen?

Was, wenn du wirklich gehst? Bleibt dann ein Loch, wirst du ersetzt, oder kehrt Chaos ein? Oder wäre es vielleicht so, als hätte es dich nie gegeben, als wärest du nie gewesen an deinem Platz, nach Sinn suchend, vergebens? Wäre womöglich alles sinnlos, wenn du nicht mehr bist? Wäre alles sinnlos, selbst dein gewesenes Sein? Ich bitte dich, entscheide dich nicht zu vorschnell. Ich weiß du denkst, du bist überflüssig, von keinem Nutzen, ein fünftes Rad an einem Wagen, geboren um sich die Frage zu stellen, für was man eigentlich da ist, was zur Hölle man eigentlich machen soll... Eines kann ich dir sagen. Du bist einzigartig. Denn du bist du. Es gibt niemanden, der dir in deiner Einzigartigkeit die Hand reichen könnte, niemanden, der auch nur annähernd so ist wie du. Solltest du gehen, dann würdest du fehlen, genau du. Ich glaube nicht, dass ein Teil des Lebens, ein Teil des Universums, als Überdruss bezeichnet werden kann und keinen Nutzen aufweist; selbst die kleinste Zecke dient dem Lauf einer ganzen Geschichte. Einer unendlichen Geschichte, die sich fortan weiterbewegt, sich in spiralförmigen Bahnen einen Weg durch die Zeiten gräbt. Für viele ein Segen, für dich ein Fluch.

Glaubst du wirklich, du könntest ihr entkommen? Deiner Zeit? Oder klammerst du dich an ein Wunschdenken, krallst dich fest, wie eine Katze an ihrer Maus, lässt nicht los, weil du nur das eine siehst, deine einsame Vergangenheit und deine qualvolle Zukunft, in der du nie nach vorne kommst, dich nie von deinem Platz bewegen kannst, weil du nun einmal bist was du bist und du nicht annehmen kannst, was dein Selbst ist?

Ich kann dich verstehen, aber ich verstehe dich nicht, wenn du kampflos aufgibst. Hörst du? Kannst du ... mich verstehen? Es würde mich verletzen, wenn du gehst, denn immerhin stehe ich Zeit meines Lebens immer hinter dir. Ich bin immer für dich da, wenn du jemanden brauchst, ich halte dir immer den Rücken, stütze dich, fange dich auf, das alles, obwohl ich wie Luft für dich bin. Jemand hinter dir, nicht wert, um auch nur angesehen zu werden. Ich mag hinter dir sein, aber mein Geist, meine Liebe, meine Kraft, all dies ist vor dir. Das habe ich gemeint damit, als ich dir sagte, du könntest nach vorne kommen, anders als du denkst. Dein Körper ist und bleibt gebunden, nicht aber deine Seele und deine Stärke. Deshalb gib nicht auf, es gibt immer etwas wofür es sich zu kämpfen lohnt. Selbst in der dunkelsten Stunde, selbst dann, wenn du nichts mehr sehen kannst, dann, wenn du dich nur mehr fühlst, spürst, wie dreckig es dir geht, weil das Leben sich nicht nach deinen Wünschen lenken lässt. Es lässt sich nicht fassen, ja, aber du bist ein Teil davon und kannst durch deine Taten, deinen Willen, deine eigenen Striche ziehen.

Mag sein, dass du eines Tages die Kraft dazu findest und dir eine fünfundzwanzigste Stunde baust. Eine Stunde, die dann nur dir gehört. Deshalb gib nicht auf, denn das Leben ist zu kostbar, ein Schatz denn du nur einmal bekommst. Also bitte, denk noch einmal darüber nach. Ich verurteile dich nicht. Ich werde immer hinter dir stehen, dies ist meine Aufgabe, die Aufgabe, welche meinem Leben einen Sinn gibt, die Aufgabe, die ich gefunden habe, als ich mich so klein fühlte und nicht wusste, weshalb ich auf der Welt bin. Wenn du gehst, verliere auch ich meinen Sinn im Leben, wofür es sich zu leben lohnt. Es ist wie eine zusammenhängende Kette, Perle an Perle gereiht; zieht man an einer Perle, so gerät die gesamte Kette ins Wanken, bis sie letztendlich und da bin ich mir sicher-sich nicht mehr über den Abgrund hält, sondern hineinstürzt, in die unendlichen Tiefen aus Dunkelheit und Vergessen. Ist es das, was du willst? Macht? Endlich beweisen zu können, dass du nicht nur irgendwo in der Mitte stehst, sondern vorne?

Höre, für mich stehst du immer an erster Stelle. Und das wird auch immer so sein.“

Deine Vierundzwanzig

